Die Zukunft.

Berlin, den 11. Juli 1903.

Leo XIII.

Völlig vollendet, wie einſt der graue, reiſige Neſtor, ſtirbt Leo der Leiſe ſtill dahin. Im Lenz war ihm eine letzte Freude erblüht: aus Anglien, aus dem Inſelreich, wo die Sendboten Gregors des Großen den ſpröden Germanenſinn der römiſchen Kirche gewonnen hatten, kam ein König, aus dem Lande Luthers in pomphaftem Aufzug ein Kaiſer; und Beide beugten vor dem Nachfolger Petri in Ehrfurcht das Haupt. Der firne Greis vermochte die ſtolze Stunde noch auszukoſten, mit Auge und Ohr ihre Wonnen zu ſchlürfen. Drei Nächte lang hatte er ſie herangewacht: nun gehorchten die Nerven dem Willensgebot; und während der Deutſche Kaiſer ſeufzend vom engen Gemäuer der Landeskirche ſprach, aus deſſen Stickluft er ſich in weitere Horizonte ſehne, ward er, wie ein heimkehrender Sohn, vom hoffenden, fürchtenden Vaterblick betaſtet, in zärtlicher Angſt durchſtöbert. Von einem ſcharfen, in neunzig Wintern nicht ermüdeten Blick. Der Papſt fand den Kaiſer früh gealtert; „zwiſchen ſeinen Brauen iſt die Furche tiefer als auf meiner Stirn und Bitterniß lagert um den Mund, den man mehr ſieht, ſeit die Bartſpitzen aufwärts gezwungen ſind.“ Und mit den ſchmalen, runzligen Fingern malte der alte Prieſter den Schnurrbart des deutſchen Kriegsherrn in die Luft. Das Fußkiſſen war ihm entglitten; der Kaiſer hatte ſich raſch gebückt, um es zurechtzurücken, und die Hand, die den Griff des Gaſtes hemmen wollte, die entfleiſchte, zitternde Hand mit dem ſchweren Fiſcherring und den langen Nägeln, fromm an die Lippen gedrückt. „Dabei rutſchte ihm ein Armband weit übers Handgelenk. Das muß eine neue Mode ſein.“ Nichts war dem Greiſenauge entgangen. Dieſer den Kurialſitten genau angepaßte Beſuch und der Unmuth,

den er im Herzen lutherischer Eiferer anschürte, war die letzte Freude des Pontifex. Unter den dörrenden Strahlen der Junisonne versiechte ihm mählich der Lebenssaft; und durch die bunte, üppige Sommerpracht der vatikanischen Gärten klang sacht schon das Dengeln der Sense, die Jeden am Tag seiner Reife mäht. Lange noch, über Menschenerwartung lange hielt Leo sich aufrecht; und als ein Aufrechter wollte er, als die Nonen des Julius nahten, die Schwelle der Zeitlichkeit beschreiten. In dem entlebten, erkaltenden Leib fachte der Wille immer wieder ein schlankes Nothflämmchen an, bei dessen Flackerschein für die letzte Reise das Bündel geschnürt werden konnte; ein des rechten Weges bewußter Wille, der das Viatikum, den Sühnheller, nicht vergaß und selbst noch bestimmte, welche Hautstellen das geweihte Oel netzen solle. Todesschauer schüttelten das welke Stämmchen: doch gleich einer grünen Gerte bog es sich, ohne zu brechen. Der Dichter wollte sich selbst das Sterbelied singen. Mit verröchelnder Stimme hauchte er Verse, die er noch korrigiren, noch gedruckt sehen wollte. „Das Taggestirn weicht sterbend dem Reich der Abendröthe." Das Taggestirn: so hatte man ihn genannt, nannte er nun selbst sich im letzten Gedicht. Qualis artifex ... Noch einmal rafft er sich auf, steigt, in lächelndem Trotz, aus dem Bett, läßt sich von den Pflegern, denen, wie vor einem grausig hohen Wunder, der Athem stockt, ans Fenster tragen und schaut hinab und umfängt mit erlöschender Sehkraft die urbs, die Campagna, das Albanergebirge. Draußen dämmert die Nacht; um so heller wirds im Herzen des sterbenden Papstes. Dort unten, auf dem Platz von Sankt Peter, war einst der Cirkus des Caligula und des Claudius. Dort loderten, auf Neros Wink, Menschenleiber, beseelte Fackeln, himmelan. Dort hatte, an einem Hochsommertag des Jahres 64, Petrus in Martyrqual am Kreuz gestöhnt. Ein Sektenheiliger: und der Fels doch, auf den die Papstkirche gebaut ward. Wieder, nach achtzehnhundertundvierzig Jahren, prangt heute Rom im Hochsommerglanz: und Petri Schlüsselgewalt reicht über die Weltmeere, bis ins dunkelste Afrika, bis in die Erdmitte, und der Spruch des Bischofs von Rom bindet und löst in schwarzen, braunen, gelben Leibern die Seelen. Einen glücklich Scheidenden schleppen die Aerzte ins Bett, befreit ihr Messer von letzter Brest .. „Völlig vollendet liegt der ruhende Greis"; und an seinem Lager würde Goethes Pallas Athene nicht fragen, wer wohl den Alten beklage. Eine Welt trauert um ihn, der, trotz einem Jüngling, „unendliche Sehnsucht erregt"; und dem thränenden Auge des Frommen ziehen Lebensbilder vorüber, wie ein Sterblicher selten sie sah.

* * *

Pius der Neunte lag auf dem Paradebett. In der Pracht seiner Ceremoniengewänder; die Mitra auf dem Haupt, das Kissen aus Goldtuch stützten, mit rothen Handschuhen und rothen Pantoffeln, die der Gläubigen Inbrunst zu küssen drängte. Geschäftig waltete der Kardinal Pecci des Kämmereramtes. Nie hatte man den Achtundsechzigjährigen so unruhvoll, den oft als mild Gerühmten so streng gesehen. Nach Antonellis, seines Feindes, Tod war er von Perugia nach Rom berufen worden und hatte dort still für sich gelebt. Er wollte nicht auffallen. Schon war ihm geweissagt worden, er werde nach Pius auf dem Stuhl Petri thronen. Er war bereit, hatte die Zeit der Verbannung nicht ungenützt gelassen und bebte nun doch im Innersten, da die Entscheidung nahte. Pius selbst, dessen starke Herrennatur sich gegen jede Erkenntniß kränkender Wahrheit sträubte, hatte in seinen letzten Lebenstagen einsehen gelernt, wie viel, wie Ungeheures dem Papstthum verloren und wie nöthig es war, der Kirchenmacht neue, festere Fundamente zu schaffen. War solche Aufgabe nicht am Ende zu schwer für einen hinfälligen Greis, der einmal nur, als Nuntius in Brüssel, in ein Eckchen des Weltgetriebes geblickt und sich stets mehr als Gelehrten denn als streitbaren Kirchenfürsten gefühlt hatte? Und dennoch: konnte nicht gerade in dem schwachen Leib des Carpineters der Herr das Wunder wirken, das er dem robusten Siegerbewußtsein des neunten Pius versagt hatte? Der Kämmerer harrte des Herrn. Ringsum wurde eifrig an dem Gespinnst gearbeitet, das ihn umgarnen, ihn von der Mehrheit im Heiligen Kollegium absperren sollte. Er schien nichts zu merken und erwiderte stichelnde Andeutungen mit dem Hinweis auf seinen nahen Tod. Die Hand, die des toten Papstes Schläfe dreimal mit dem silbernen Hammer berührte, zitterte nicht und fest klang die Stimme, die fragte: „Schläfst Du, Johannes Mastai?“ Dann aber erlahmte die Nervenkraft. Joachim Pecci wurde von einer Unruhe ergriffen, die nie vorher an ihm gesehen ward. Er schlief wenig, tauchte, wo man ihn nicht erwartete, plötzlich auf und hatte einen hastigen Befehlshaberton, der seinem Wesen früher ganz fremd gewesen war. So auffällig war die Veränderung, daß, als er vor dem Katafalk in der Sixtinischen Kapelle nach der Totenmesse die Absolution ertheilte, der Kardinal Oreglia dem Kardinal Guibert zutuschelte: „Der rührt die Werbertrommel!“ .. Das war am fünfzehnten Februar 1878. Am nächsten Tage wurde Pius eingesargt; Tannenholz, Blei, Ulmenholz umfingen mit dreifacher Hülle den ruhenden Leib, sechs Siegel verschlossen den Sarg, der Fischerring, den der Lebende so lange getragen hatte, wurde zerbrochen

und jedes Stück, als eine kostbare Reliquie, einem Würdenträger anvertraut. Wieder versammelten sich, als die Rede Pro Pontifice Eligendo verklungen war, die Kardinäle, wieder riefen sie zum Herrn und flehten, ihren Sinn zu erleuchten; dann stand jeder, dessen Name genannt war, auf, schritt zum Altar hin und legte seinen Stimmzettel in einen Kelch. Acceptasne electionem de te canonice factam in Summum Pontificem? Knieend richtete ein Dechant die traditionelle Frage an den Kardinal Pecci. Er hatte des Herrn geharrt: er folgte dem Ruf des Herrn. Als man ihn wegführte, soll er einer Ohnmacht nah gewesen sein. Doch ehe er ruhen durfte, mußte er den ganzen Pomp der Huldigungfeier hinnehmen. Die Diener kleideten ihn in weiße Gewänder. Diakone warfen vor ihm Kerzen nieder, daß sie erloschen, und riefen: Wie dieses Licht, so vergehe der weltliche Ruhm! Auf Hände und Füße, auf den Saum seines Kleides preßten sich heiße Lippen. Von der Höhe einer Loggia herab breitete er die Arme aus und segnete die Ewige Stadt, segnete die katholische Christenheit. Und alsbald ward verkündet, der neue Papst werde sich Leo den Dreizehnten nennen, um sich als einen Verehrer Leos des Zwölften zu zeigen, des strengen Herrn, der wider Freimaurer und andere Ketzer gewüthet, im Jubeljahr 1824 eine Bannbulle erlassen und die Jesuiten zu neuer Macht geführt hatte.

Das gab eine Ueberraschung. Der Kardinal-Kämmerer hatte für einen milden Mann gegolten und als ein liberaler Papst, hieß es, würde er das Weihezeichen des Triregnum tragen. Zwar hatte er in heftigen Briefen an Victor Emanuel gegen die Besetzung des Kirchenstaates, gegen die Belästigung der Kongregationen und gegen die Civilehe protestirt, Priester, die vom Papst den Verzicht auf die weltliche Macht zu fordern gewagt hatten, mit der Suspension a divinis bestraft und Ratazzi hatte ihn einen bis zur Grausamkeit unbeugsamen Geist genannt. Doch das Alles war unter der Herrschaft des unerbittlichen Pius geschehen, in der ersten Zeit leidenschaftlichen Widerstandes gegen den Usurpator, und andere Stimmen hatten gesagt, dieser Kardinal, der ein Gelehrter und ein Dichter sein wolle, werde, sobald er selbständig handeln dürfe, sich von der natürlichen Sanftmuth seines Wesens leiten lassen. Und nun, wie um jede schüchternste Hoffnung zu enttäuschen, bei der Namenswahl schon die Erinnerung an den Mann, der die Gefängnisse der Inquisition wieder geöffnet hatte? Als Crux de cruce hatte Pius der Neunte auf der Kirche gelastet und abertausend unerfüllte Wünsche hatten auf Peccis Wappenspruch Lumen in coelo sehnend geblickt. Sollte der Strahl dieses Lichtes die zarten Keime jungen Hoffens wegsengen? ... Die

Meinungen blieben getheilt und das Charakterbild des neuen Oberhirten war, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, lange nicht klar zu erkennen. Er wird uns mit Skorpionen peitschen, sagten die Einen; die Anderen: Auf Petri Stuhl sitzt ein Jakobiner. In beiden Lagern suchte man Trost im Anblick seiner Gebrechlichkeit. Das war nicht Pius, dessen Gestalt bis ins Greisenalter straff geblieben war und dessen fleischiger Herrscherkopf von innerer Gluth geleuchtet hatte. Dieses längliche, knochige, bleiche Asketenhaupt mit den dünnen, blutlosen Lippen würde die Tiara gewiß nur kurze Zeit tragen; diesen dürren, fast diaphanen Leib würden sie bald auf das rothe Totentuch betten. Kaum hielt er sich aufrecht. Und schon am Tage der Huldigung, als er, selbst weiß und schlank wie eine Wachskerze, schwankend durch das Spalier der Kerzenträger schritt, wurde in allen Winkeln des Vatikans geflüstert: Ein sterbender Papst! Seine Heiligkeit wird nicht lange unter uns wandeln. Ueber ein Kleines erlischt dieses blasse Licht.

Non videbit annos Petri ... Ein Vierteljahrhundert ist seitdem vergangen; und noch immer hielt der nun Dreiundneunzigjährige in entfleischten Händen den Hirtenstab. Noch immer schwebte er, wie ein weißer Schatten, an hohen Feiertagen über den staunenden Häuptern der Gläubigen dahin. Noch immer auch schlug er mit unverminderter Kraft für seine Sache die Werbertrommel. Vor einem Jahr noch ermahnte er in eindringlichen Worten die Ketzerheit, in den wärmenden Schoß der katholischen Kirche heimzukehren. Denn nur da lasse sich gut sein. Daß Vernunft Unsinn wird und eine materialistische Weltauffassung das Glück der Menschheit nicht mehrt, sei längst doch offenbar geworden. Was habe die Freiheit genützt, die Forschung, all der schöne Wahn, der seit den Tagen der Reformation durch die Hirne spukt? Die Moral ist zerrüttet, die Grundmauern der Staaten wanken: so strafe, so räche der Herr den Abfall vom wahren Glauben. Leo der Dreizehnte hat die Encyklika, in die er so hart rügende Sätze schrieb, sein Testament genannt. Und der Greis, der an der Schwelle der Ewigkeit schwachen Menschen solchen Scheidegruß sandte, hieß seit elf Jahren der moderne Papst.

Der Name gebührte ihm und wird ihm, trotz dem Testament, bleiben. Als Antonelli gestorben und der Blick des Pontifex nicht mehr durch trügende Schleier gehemmt war, hatte Pius geseufzt: „Mein Nachfolger wird von vorn anfangen und eine ganz andere Politik treiben müssen als ich!“ Das hatte auch Leo erkannt. Er fand das Papstthum der weltlichen Herrschaft beraubt und war zu klug, um sich der Hoffnung hinzugeben, diesen Verlust könne die Zeit je wieder aus dem Buch der Geschichte tilgen. Und die feinen

Nerven des Erben fühlten noch schlimmeren Verlust. Die hierarchische Zucht war straffer als je; Pius hatte dafür gesorgt, daß der Riesenkörper der Kirche dem leisesten Druck des Zügels gehorchte. Doch diese Kirche war in der modernen Welt ein Fremdling geworden; nicht den Ketzern nur, nein: auch vielen Gläubigen. Ueberall mühte sie sich in fruchtloser Willensanstrengung, Fallendes zu stützen, war alles Werdenden Feind und nirgends neuen Wünschen erreichbar. Eine ehrwürdige Ruine, die sacht verwittert. Wohl galt noch immer das stolze Wort: Stat crux, dum volvitur orbis. Stand aber auch das Pontifikat so fest wie das Heilandskreuz, konnte es ohne innere Wesenswandlung allen kommenden Stürmen trotzen? Leo hat sich oft als Verehrer des Heiligen Thomas bekannt und gewiß im Archiv des Klosters auf Monte Cassino, wo das scholastische Genie des erwachsenden Neapolitaners gebildet ward, einmal die weisen Worte gelesen, die Cremonini, Galileis Freund, schrieb: Mundus nunquam est; nascitur semper et moritur. Niemals ist eine Welt; in jedem Augenblick wird sie und stirbt. Ein gutes Leitwort für Einen, der die Menschenwelt ewig welkender, ewig erneuter Illusionen beherrschen will. Nicht an Vergehendes darf er sich klammern. So aber hatte Pius gethan. Der war zufrieden gewesen, wenn sein hitziges Temperament sich in prachtvollen Unwettern ausgetobt hatte. Von keinem Kompromiß, keinem Pakt mit feindlichen Mächten mochte er hören. Sein Fluch, daran gab es für ihn keinen Zweifel, drang in den Himmel und rief Gottes Strafgericht auf der Sünder unreine Seelen herab. Wie Vielen hatte er geflucht, die ihr Haupt noch aufrecht trugen und ungebrochenen Muthes vorwärts schritten! Von einer anderen Methode hoffte Leo Gewinn für die auf allen Seiten bedrängte Papstkirche. Keine fleischliche Wallung schien über den hageren Greis Macht zu haben; nie sah man ihn zornig, nie kam aus seinem Munde ein schriller Ton. Er nahm das alte Programm der christlichen Platoniker wieder auf und folgte den Spuren des Doctor Angelicus. Wie die Kirchenväter sich bemüht hatten, die Philosophie, die Kulturschätze der Hellenen dem neuen Bedürfniß der jungen Christenheit anzupassen, wie Thomas von Aquino einen großen Theil seiner Kraft an die Aufgabe gesetzt hatte, den aristotelischen Geist in das Bewußtsein der Katholiken hinüberzuretten, so wollte Leo nun Kirche und Welt, Glauben und Wissen versöhnen. Allzu lange war die Kirche ein Hemmniß auf allen Wegen der Civilisation gewesen; sie sollte künftig, gerade sie, der Kultur den rechten Pfad weisen. Was halfen die Flüche gegen den neuen Geist? Man muß sich mit ihm einrichten, ihm Luft und Licht gönnen und, während die Linke ihn strei-

chelt, mit der Rechten unter väterlichem Zuspruch ihm die drohende Waffe entwinden. Die Menschheit muß wieder erkennen lernen, daß auch die Wissenschaft christlichen Ursprunges ist und daß keine unüberbrückbare Kluft den Forscher vom Gläubigen trennt. Das war das Ziel des neuen Papstes, mußte das Ziel eines Mannes sein, der den Musen nicht minder eifrig als seinem Gott diente, Dante zärtlich liebte und die ciceronischen Perioden seiner Hirtenbriefe so sauber feilte, als lange er nach dem Ruhm eines Literaten.

Der Kirchenstaat war verloren, seit am zwanzigsten September 1870 die italienischen Truppen durch die Porta Pia in Rom eingedrungen waren und Victor Emanuel gesagt hatte: Ci siamo, ci resteremo. Noch war die Wunde zu frisch, die Gewalt der Tradition zu groß, als daß der Nachfolger des neunten Pius daran denken konnte, mit dem Minderer seiner Macht Frieden zu schließen. Er blieb der im Vatikan Gefangene und protestirte, wann die Pflicht es gebot, pünktlich gegen den Raub. Doch in der Stille mag Leo sich oft gesagt haben, daß dieser Raub ein Glück für die Kirche war. Jede weltliche Herrschaft weckt Haß; und ein leidender Papst ist stärker als ein im Prunk eines Hofstaates thronender. Eine Kirche, die wirklich ecclesiarum omnium mater et caput sein will, braucht keine Hausmacht und wird durch die allzu enge Verbindung mit einem bestimmten Lande in ihrer Propaganda eher gehemmt als gefördert. In einer Zeit, wo in den Kanzleien aller Großmächte die Verträge sich zu kleinen Gebirgen häufen, hat Leo kein Bündniß gesucht; ihm ist zuzutrauen, daß er jede Bundesgenossenschaft abgelehnt hätte, selbst wenn ihm als Preis die Wiederherstellung des Kirchenstaates versprochen worden wäre. Wer sich heute Einem ganz hingiebt, hat morgen mindestens einen Feind; und der Papst will sich die Möglichkeit friedlicher Verständigung mit allen modernen Mächten bewahren. Als am zwölften November 1890 der Kardinal Lavigerie in Algier das französische Geschwader in einem Trinkspruch begrüßte, in dem gesagt war, der Katholik könne sich mit jeder Staatsform abfinden, hielt man das auf der Zunge eines Kirchenfürsten revolutionär klingende Wort für das Zufallsprodukt einer Laune. Man sollte bald erfahren, daß es sehr ernst gemeint und mehr war als ein Bekenntniß persönlichen Glaubens. Leo hatte sich der Mahnung erinnert, die Toten ihre Toten begraben zu lassen. Sein Ziel war nur zu erreichen, wenn die Katholiken unfruchtbarem Groll entsagten und aufhörten, sich als Gehilfen der Reaktion verhaßt zu machen. Schon vor zwanzig Jahren schrieb er an die spanischen Bischöfe, die Behauptung, die Religion sei an das Programm einer politischen Partei geknüpft,

müsse als Irrlehre bekämpft werden. Das dünkt Manchen wohl banale Weisheit; wer aber vergangener — und nicht einmal allzu lange vergangener — Tage gedenkt, wird sich hüten, solches Urtheil zu fällen. Ueberall waren die Katholiken die Träger oder doch die Schutztruppen der Reaktion. Gegen das Schisma, die Reformation, die Revolut on, den Kulturkampf ballten sie die Faust und konnten die Entwickelung doch nicht aufhalten. Rußland war dem römischen Priesterkönig nicht zurückzugewinnen; in Frankreich zog kein neuer Roy von Papstes Gnaden ein; und das politische Werk Luthers und Bismarcks spottete ohnmächtigen Zornes. Ein Zustand, der die Katholiken zu dumpfer Thatlosigkeit verdammte, durfte nicht dauern. Leo Tolstoi, der Heiland müder Artisten, konnte den Völkern predigen, hinter ihnen liege das Heil, und sie zur Umkehr ermahnen. Ein Papst, der wirken, Welt und Kirche versöhnen will, darf nicht das Dysangelium verkünden lassen, jeder vorwärts führende Schritt sei ein Verbrechen, eine Sünde wider den Heiligen Geist. In den Köpfen, selbst in denen oft, die der Glaube noch nicht floh, wacht ein uraltes Mißtrauen; immer regt sich, wenn von den Lebensrechten der Kirche gesprochen wird, an deren Mauer die drei Worte universitas, antiquitas, unitas locken und schrecken, die Furcht, die Tage der Gregor und Innozenz könnten wiederkehren und die lähmende Macht der Theokratie, die Gräuel der Inquisition zurückbringen. Diese Gespenster hat der Entschluß Leos des Dreizehnten verscheucht. Er hat die Katholiken zu politischer Arbeit gerufen und von ihnen verlangt, sich in die Zeit zu schicken, so schlimm sie ihnen auch scheine. Er hat den Bund gebrochen, der die Schicksale von Thron und Altar an einander ketten sollte. Er hat offen und feierlich Frieden mit der Demokratie geschlossen, die so lange von der Kirche bekämpft worden war.

Der Erfolg hat für ihn entschieden. Als er an Rampolla, der damals Nuntius in Madrid war, schrieb, die Bischöfe sollten sich von der karlistischen Agitation fern halten, als er Monsignore Czacki, den pariser Nuntius, mit der Mission betraute, zwischen der Republik und der Kurie einen modus vivendi zu schaffen, schüttelte mancher Kardinal das Haupt und wisperte, das lumen in coelo habe sich als ein Irrlicht erwiesen. Längst aber war nun jeder Zweifel verstummt. In Asien und Afrika sind die Quadern des hierarchischen Gefüges fester als je gefügt und in Europa ist die Macht des Papstthumes über alles Erwarten gewachsen; sogar mit Rußland hat der kluge Politiker auf Petri Stuhl sich verständigt. Im Karolinenstreit hat Bismarck ihn zum Schiedsrichter erkürt und Wilhelm der Zweite hat seinen Rath erbeten, als der Versuch gemacht wurde, den Arbeiterschutz durch

internationale Gesetze zu regeln. So Großes, so Ungeahntes wurde erreicht, trotzdem der Papst offen erklärt hatte, die Kirche werde nicht unter allen Umständen mehr den alten Dynastien einen stützenden Rückhalt bieten.

Den Frieden mit der Demokratie hatten Männer wie Montalembert und Lacordaire längst empfohlen und mit lauterer Stimme als sie hatte Lamennais gesprochen. Er schuf den Bund zur Vertheidigung der religiösen Freiheit und bemühte sich, von dem ebbenden Strom der katholischen Inbrunst zu den modernen Lebensmächten einen Weg zu finden. Die Kirche, so wollte er, sollte im werdenden Bewußtsein des Jahrhunderts feste Grundlagen suchen und ihre Diener sollten sich ohne Vorbehalt auf den Boden der Charte stellen; vor allen Dingen aber sollte die Kirche vom Staat, der Staat von der Kirche frei sein. In allen Zungen klangen seine Paroles d'un croyant über die Erde hin und kündeten die Souverainetät der christlichen Völker. Der Bannstrahl, den Gregor der Sechzehnte gegen den unbotmäßigen Priester schleudern wollte, traf sein Ziel nicht; die Encyklika Mirari vos ist vergessen und Lamennais lebt in der Geschichte des Katholizismus als einer der stärksten Wirker des neunzehnten Jahrhunderts. Vor ihm schon hatte Saint-Simon den Papst als Retter aus sozialer Noth angerufen. Im Nouveau Christianisme stehen die Sätze: „Das wahre Christenthum muß auch für das irdische, nicht nur für das himmlische Glück der Menschen sorgen. Dem Papst ist die Aufgabe gestellt, die Gesellschaft nach den sittlichen Grundsätzen des Heilands zu organisiren. Es genügt nicht, den Gläubigen die Gotteskindschaft der Armen zu predigen; die streitbare Kirche muß rücksichtlos alle Macht und alle Mittel anwenden, um schnell die moralische und die physische Lage der Klasse zu bessern, der die größte Menschenzahl angehört." Und ein Schüler Saint-Simons, der jüdische Bankier Isaac Pereire, wiederholte den Ruf des Meisters, als der Kardinal Pecci zum Papst gewählt war. „Wie konnte", rief er (La question religieuse), „die Kirche bis heute verkennen, daß die Wandlung der Welt nicht ein ruchloses, antichristliches Werk ist, sondern von der Vorsehung vollendet ward, um den tiefsten Gedanken des Christenthumes in seinem göttlichen Glanz zu enthüllen? Nie ward von der Kirche die Erfüllung einer schöneren, ihres Stifters würdigeren Pflicht gefordert. Ist sie nicht zur Mutter der Waisen, zur Schützerin der Unterdrückten bestimmt? Sie hat die Sklaverei der Heidenzeit beseitigt und das Joch der Feudalherren gebrochen: sie muß auch den modernen Arbeiter aus den Banden der Hörigkeit erlösen. Nur die starke Organisation der katholischen Kirche sichert ein soziales Wirken großen Stils. Solche Wirksamkeit wird erst möglich, wenn

über den Gesetzgebern, den Gelehrten, den Fabrikanten Apostel stehen, Missionare, die bereit sind, ihr Leben dem Heil der Menschheit zu opfern, unabhängige Männer, die den Muth haben, Allen die Wahrheit zu sagen. Und wo wären solche Männer zu finden, wenn nicht im Bereich der Kirche?" Wir wissen nicht, welche dieser Stimmen bis ins Ohr Leos des Dreizehnten drang. Doch was sie ersehnten, hat er vorzubereiten versucht. Am fünfzehnten Mai 1891 erging an die ehrwürdigen Brüder im katholischen Glauben die Encyklika De conditione opificum, die mit den Worten begann: Rerum novarum semel excitata cupidine ... Die Neuerungsucht, an der seine Vorgänger sich geärgert hatten, war ein Faktor geworden, mit dem der Papst rechnete. Bis zu diesem Tag hatte in Rom nur alte Münze gegolten.

Oft ist seitdem die soziale Aktion verhöhnt worden, die damals so geräuschvoll begann und die dann so schnell wieder endete. Von den überschwänglichen Hoffnungen, die sich ans Licht wagten, als der Papst den Pilgerzug der französischen Arbeiter im Vatikan empfing, ward keine erfüllt, konnte keine erfüllt werden. Nur fromme Einfalt verstieg sich bis zu dem Wahn, der Heilige Vater vermöge mit einem Wink seines Zauberstabes die Nöthe zu lindern, unter deren wechselnden Formen die Menschheit seit Jahrtausenden ächzt. Dennoch sollten die Spötter ihren Witz für bessere Gelegenheit sparen. Es war eine große Stunde, die in einem mit der Tiara geschmückten Haupt den Entschluß gebar, „ins Volk zu gehen" und die Dynastien, den ganzen Heerbann der sich allein legitim dünkenden Mächte ihrem Schicksal zu überlassen. Einst werden späte Thomisten vielleicht dem aufhorchenden Erdkreis künden, daß in dieser Stunde die Renaissance der katholischen Kirche begann.

Die Kirche kann warten; und kluge Päpste waren immer geduldig: patiens quia aeternus. Die Starrheit war gewichen und in der Gemeinschaft der Gläubigen neues Leben erwacht. Schon wagte man, von Reformen zu reden, wurden die alten Mauern untersucht und die Hand, die auf hohle Stellen wies, brauchte nicht mehr zu zittern. Wer hatte sich früher um die Sendschreiben des römischen Bischofs gekümmert? Jetzt wurden sie von allen Gebildeten gelesen, von Gelehrten und Politikern kritisirt und in der akatholischen Presse besprochen. Das Papstthum ist wieder eine geistige Macht geworden und mählich lösen sich nun auch die Märchenschleier, die diese Institution dem Auge verhüllten. Niemand glaubt heute noch, daß alle Päpste ein orgiastisches Schlemmerleben führen; die Borgia sind auch im Vatikan eben so selten wie die Hildebrand. Als Gutzkow seinen Rationalistenroman gegen den römischen Zauberer schrieb, sah er den Papst noch als eine

Riesenspinne, die Alles aussaugt, was ihr flatternd naht, alle regsamen Kräfte zu umstricken strebt. Und viel später noch, da längst schon der Ruhm des Jungen Deutschland verblichen war, dachten wir, wenn vom Papst gesprochen wurde, an Benedikt den Vierzehnten, der, während er von der Loggia der Peterskirche den Segen spendete, sich selbst den größten Betrüger genannt haben soll: „In der Menge da unten betrügt Einer den Anderen; und ich betrüge sie Alle!" Wir sind nüchterner geworden, skeptischer, doch auch gerechter. Wir stellen uns vor, daß es im Vatikan nicht anders zugeht als an anderen Höfen; nur sind die Höflinge, ist die Bureaukratie da klüger, nach vernünftigerer Auslese auf die Höhe gelangt. Und in diesem Gewimmel herrscht nicht die Sucht, die Geister zu knebeln, der armen Menschheit ihr Bischen Glück zu rauben und alles Licht, alle Lebensluft auszulöschen. Wir sehen Menschen, die ihre kleinen Geschäfte machen und meist wohl überzeugt sind, daß ihr Wirken der großen Christengemeinde frommt. Der Greis, dem sie gehorchten, wurde von Todfeinden des Katholizismus bewundert, aber kaum von Einem, der ihm nicht unterthan war, gefürchtet. Rom hatte den schreckenden Nimbus verloren; und Leo der Dreizehnte war der moderne Papst.

Gebührte der Name ihm wirklich, auch nach der unmodern klingenden Encyklika, die er sein Testament genannt hat? Auch sie ist von einem gebildeten Manne verfaßt. Wie Leo, so haben größere Pessimisten über die „Errungenschaften der Neuzeit" geurtheilt; nur haben sie den Enttäuschten dann nicht das älteste Heilmittel angepriesen: die Religion. Das aber muß jeder Papst thun, wenn er sich selbst nicht aufgeben will. Er kann nur gerade so modern sein, wie es der Rang und der Pflichtenkreis, in den er gebannt ist, ihm erlaubt. Doch solche Grenzen sind in der engen Welt der Interessen und Leidenschaften nicht nur Päpsten gesetzt. Der Schüler des Heiligen Thomas hat in seinem Testament nicht anders als früher gesprochen. Schon elf Jahre vorher hatte er geschrieben, die Fundamente der Gesellschaft seien erschüttert, weil sie sich vom rechten Glauben abgewandt habe. Die alte Formel, die höchstens überraschen konnte, weil man den Papst mit moderneren Dingen beschäftigt glaubte. An das Ohr des Neunzigjährigen war von den wirren Geräuschen der Welt längst wohl nur noch ein fernes Brausen gedrungen. Er ahnte nicht, welcher Zwiespalt sich in den Gemüthern aufgethan hat; und hätte ers gewußt: er vermochte die Kluft nicht zu schließen. Man könnte einen Papst träumen, der Jesu Lehre nachlebte, allem Glanz entsagte und mit den Armen als Armer hauste. Er wäre eine interessante Gestalt, doch kein Papst mehr, nicht die weithin leuchtende Spitze der Pyramide, die in langer

Säkulararbeit von den feinsten, erfahrensten Geistern aufgethürmt worden ist. Ein Papst mag modern sein, die Zeichen der Zeit erkennen und das Schifflein Petri vom Ballast der Jahrhunderte entbürden: er bleibt der Hüter einer Institution, die, um zu dauern, sein muß, wie sie ist, wie sie immer war. Leo der Dreizehnte hat durch klugen Takt, durch stille Benutzung des nützlich Möglichen erreicht, daß die Gebildeten seiner Stimme wieder lauschen, ihn ohne vorurtheilenden Haß hören lernten. Er hat die stärkste Organisation, die je ersonnen ward, dem Anspruch des neuen Tages angepaßt. Seine politische Technik war ganz modern, so modern, daß jeder Staatsmann, jeder Großindustrielle sie mit Nutzen studiren wird. Da aber endet auch des Mächtigsten Macht. Das Lebenswerk eines ungewöhnlichen Menschen reichte kaum hin, um das Daseinsrecht der katholischen Kirche zu sichern, um zu zeigen, daß in jedem Staat, mit jedem politischen Glauben ein Katholik dem Dogma treu bleiben und selig werden kann. Nun aber naht ein anderer Kampf, der nicht Rom allein, sondern die tiefsten Wurzeln der Christenlehre bedroht. Langsam dämmert der Menschheit die Erkenntniß, daß sie wählen, neue Sittlichkeit suchen, sich eine neue Geistesheimath schaffen muß. Das Gebet, das von der Lippe gellallt und vom Handeln auf Schritt und Tritt verleugnet wird, der leere Kult kraftloser Heuchelei hilft nicht weiter. Der Papst, der diesen Kampf zu bestehen und aus den Ruinen die Herrschaft der Kirche ungemindert zu retten vermag, wird das größte Wunder der Christengeschichte wirken.

* * *

Das schrieb ich einst über den lebenden Leo; und wüßte es heute nicht besser zu sagen. Seitdem hat auch Rom das Waffengeklirr vernommen, hat mancher Priester unruhvoll über die witternde Mauer gelugt, um zu sehen, ob das Heer schon zur Belagerung anrücke. Noch naht es nicht; es rüstet sich erst, ordnet die Reihen und füllt die Lücken mit hastig geworbenen Rekruten. In Frankreich, dem alten Experimentirgelände der Menschheitgeschichte, regt sichs. Pfäffischer Uebermuth, der den Staat ins Kirchenjoch ducken möchte, soll niedergezwungen werden. So war anfangs das Feldgeschrei; ungefähr wie in Mirabeaus Tagen, da man auszog, den Mißbrauch der Feudalrechte zu sühnen, und in Blutströmen die Reste theokratischen Wahnes ertränkte. Schon ahnt das weitsichtige Auge, daß auch diesmal der Marsch über das Ziel hinaus führen wird, das enger Troupiergeist ihm wies. Der Eintagsruhm der Combes und ihres kuttenfeindlichen Gefolges wird bald verblassen, die Mönche, die Nonnen werden ins Land des Heiligen Ludwig zurück-

kehren: doch den Antichrist, den Erzfeind alles holden Spukes, wird kein frommes Gelall je mehr von dem aufgewühlten, entweihten Boden verbannen. „Religionen sind Kinder der Unwissenheit, die ihre Mutter nicht lange überleben", sprach Schopenhauer; und Hunderttausende fühlen es, Millionen heute mit ihm. Fühlen, daß die ehrwürdige asiatische Lehre für das gewandelte Leben des Europäers nicht taugt, daß er sie in jeder Stunde frischen Wirkens verleugnen und, als Heuchler, den wahrhaft Frommen ein Gräuel, den muthig Gottlosen ein Spott werden muß. Keine Reform, kein auf dem Saumpfade der ratiocinatio geflücktes Kräutlein kann die siechen Gewissen heilen; selbst Luthers Werk war nur der geniale Irrthum eines Menschenverkenners, den der Ekel von bunten Götzenbildern zum Logosdienst zurücktrieb, zum kahlsten, armsäligsten aller Götzen, und den Rom längst nicht mehr zu fürchten hat. Nicht eine Reformation: nur eine Revolution, die keinen Stein des alten Lehrgebäudes auf dem anderen läßt, kann Roms Wälle brechen; und von Gallien zieht ein schweres Wetter herauf. Mea culpa, schrie auf dem Sterbebette der Papst; und viele Kirchenfürsten fanden, die Selbstbeschuldigung sei hier mehr als eine sakramentale Formel. Trug er, der da im Todesschweiß lag, nicht wirklich den größten Theil der Schuld? Warum mußte er von dem alten, durch tausendjährige Tradition geheiligten Weg abbiegen, die Könige ihrem Schicksal überlassen, sich der Demokratie verbünden und öffentlich von der trostlosen Lohnsklaverei des Proletariates reden? Warum der wirren Menge den Heiland als hörigen Menschen zeigen, der fast bis ans Ende seiner Tage opere fabrili, durch Handarbeit, sein Leben fristet? Wer dem Bösen erst einen Finger reicht... Die wider den Kommunismus geschleuderten Bannflüche verhallten, der christliche Sozialismus wirkte fort. Nein: Rom mußte bleiben, was es gewesen war; nur im Bund mit den herrschenden Staatsmächten konnte es gedeihen. War erst ein Steinchen gelockert, dann konnte über Nacht der ganze Bau stürzen. In Frankreich merkt mans: hätten wir uns der Republik versagt und das Lilienbanner der Legitimität hochgehalten, Alles stünde besser. Wer weiß? Der Mann aus Carpineto hat schließlich nur um Bewunderung gebuhlt.

So raunten Einzelne, dachten Viele. Sie kannten den Geist nicht, der da langsam, wie die scheue Schnecke dem Haus, der verlebten Hülle entkroch. Der Tod, sagt Dickens irgendwo, giebt oft auch Alten noch einmal das Kindergesicht zurück und läßt im Greis uns den Jüngling ahnen. Sah in dem spitzen, schlaffen Gesicht des Papstes Leo Keiner die Züge des jungen Joachim? Als Anna Pecci ihrem Eheherrn Lodovico den Knaben gebar, saß in Sankt Petersburg ein frommer Streiter, der die Sätze schrieb: Il n'y a plus de religion sur la

terre; le genre humain ne peut rester dans cet état. Mais attendez que l'affinité naturelle de la religion et de la science les réunisse dans la tête d'un seul homme de génie. L'apparition de cet homme ne saurait être éloigné et peut-être même existe-t-il déjà. Der Prophet hieß Joseph de Maistre und war der stärkste, der mit der reichsten Bildung gerüstete Vorkämpfer der römischen Kirche, der einzige, der damals mit Geistern vom Schlage der Hume, Bacon, Gibbon getrost den Strauß wagen durfte. Und schon er sprach, neun Jahre vor dem Erscheinen seines berühmten Buches „Ueber den Papst", das Wort: „Die Religion lebt auf Erden nicht mehr". Der Retter, den er ersehnte, lag, dicht beim Städtchen Anagni, in den Windeln. Keinen neueren Autor hat Leo so oft citirt wie Joseph de Maistre; von ihm hat der politische Papst Brauchbareres noch gelernt als vom Heiligen Thomas. Das Wichtigste dankte er ihm: den festen Glauben an die natürliche Affinität von Religion und Wissenschaft. Dieser Glaube wurde sein Stab, blieb seine Stütze bis an die äußerste Schwelle des Greisenlebens. Doch einem Wissenden nur konnte dieser Stab vorwärtshelfen: und so saß der Bischof von Perugia, der Kardinal-Kämmerer, der Papst denn Nächte lang über Büchern und Papier und nährte das hungernde Hirn mit weltlicher, von der Indexkongregation mißtrauisch beschnüffelter Speise. Wer hatte vorher einen Pappas geträumt, der neben dem Heiligen von Aquino in einer Encyklika, ohne zu zaudern, Bastiat nennen würde? Der ex cathedra über Zins, Lohn, Wucher, Strike spräche, recht wie ein von der Mehrzahl gewählter Höfling der Menge? Leo war bei Ricardo und Henry George fast so heimisch wie bei Aristoteles und Dante, seinen Lieblingen. Er fühlte, daß solche Kenntniß Dem unentbehrlich war, der mit den großen, leuchtenden Zeichen der Zeit gehen wollte. Auch sein Streben war, sich den herrschenden Mächten zu verbünden; nicht aber, wie der murrenden Kardinäle, den morschen, die sich müde schon ins Grab hinbetten mochten, sondern denen, die zu neuen Sonnen emporstiegen. Den Weg ins nächtige Reich der sozialen Nöthe hatte er nicht selbst gebahnt; Ketteler, Manning, Ireland, Gibbons, Graf de Mun, Winterer, Decurtins waren, auf der Spur von Saint-Simon und Lamennais, vorangeschritten. Nun aber tönte die neue Weise vom Sitz Petri zu der lauschenden Menschheit hinab. Und dort oben saß ein belehrbarer, jede neue Erfahrung nützender Greis, der aufhorchte, als Erzbischof Ireland in Baltimore rief, Jesus habe the social question zur tiefsten Grundlage seines Heilandwaltens gemacht, und sich vom Kardinal Gibbons das Bannwort gegen die knights of labour von der Lippe fortbitten ließ. Den Mahnern wurde das Werk nicht einmal schwer. Schon in den Fastenbriefen

der Jahre 1877 und 78 hatte Bischof Pecci sich als den Schüler christlicher Sozialisten bekannt, vom Leben des Arbeiters, vom Los der im industriellen Großbetrieb überanstrengten Frauen und Kinder gesprochen. Daß er seitdem nicht taub geworden war, lehrten die Encykliken vom Mai 1891 und vom Februar 1892. Die erste beklagt „die Proletarierschaar, die in beinahe sklavischer Frohn seufzt"; in der zweiten steht der denkwürdige Satz: „Nur die Kirche Christi vermochte bis heute ihre alte Herrschaftform zu bewahren und wird sie bis ans Ende aller Tage unverändert behalten; auf hundert Blättern aber lehrt die Geschichte, daß in rein menschlichen Gesellschaften die politischen Einrichtungen stetem Wechsel ausgesetzt sind, wie die Zeit ihn, die große Wandlerin, wirkt." Dieser Wechsel beschränke sich manchmal auf winzige Aenderungen des geltenden Herrschaftrechtes, schaffe oft aber auch ganz neue Gebilde und verleihe den früher Machtlosen im Staate die höchste Gewalt. Dieser Satz, der den französischen Klerus aus unfruchtbarem Hoffen aufscheuchen sollte, schlug von Sankt Peter die Brücke zur Demokratie. So weit war der Jünger Josephs de Maistre gekommen; so dicht stand er nun bei Galileis skeptischem Freund. Sah seines Geistes Auge den nahen Zusammenbruch des Hauses Savoyen? In einer Italerrepublik gab es nur einen gekrönten Herrn, der sich auch ohne Territorialbesitz, als ein freier, nicht mehr gefangener Papst, dem Volk zeigen konnte ... Doch daran hat Leo wohl kaum gedacht. Ihm wars nicht um den Schein und er hat nie, mochten die rothen Männer es noch so oft wiederholen, um Bewunderung gebuhlt. Wie Goethes Gregor, sah er das Große groß, das Kleine klein. L'affinité naturelle de la religion et de la science: Das schwebte ihm vor. Nicht hoch zu Roß konnte er, wie die alten Päpste, mit blankem Schwert seinem Glauben den Erdkreis erobern; geräuschlos mußte er, sacht, die befreiten Geister ins Spinnengeweb zurückschmeicheln.

Das hat er vollbracht, der Milde, Leise, den die Gegner auf und nach dem Konklave einen Wirrkopf hießen, einen mit thomistischer Tünche bestrichenen Dutzendpolitiker, der, mit seinem eckigen Knochenbau, mit dem schleppenden Gang und der näselnden Stimme, nach der massigen Hochgestalt Mastais wie das Zerrbild eines Papstes wirken müsse. Er kam ans Ziel, weil er sich hütete, das Schifflein Petri je unachtsam gegen den Strom zu steuern. Eine Welt trauert um ihn. Lumen in coelo ... Vom Fenster des Vatikans sah er noch einmal die Sonne, sah weithin über die Häupter der Christenheit und schloß das müde Auge, ehe von Gallien her die Belagerer vor die Engelsburg rückten.

Große Berliner Kunstausstellung.

Im vorigen Jahr sagte man von der Großen Ausstellung, sie sei doch ganz gut, in diesem Jahr nennt man sie schon recht hübsch, vielleicht bringt sie, die vielverrufene, es noch dahin, daß man sie erträglich findet. Ein Bischen mehr Rücksicht auf ästhetisch Herzleidende, damit sie künftig keinen Kongestionen ausgesetzt wären: sollte Das nicht auch noch zu erreichen sein? Herr Professor Arthur Kampf, der verdienstvolle Reformator der „Großen", schüttelt trüb lächelnd das Haupt: er thut ja schon das Mögliche, Gutes, Besseres, als man gewöhnt war, herbeizuschaffen und selbst solche Werke einzuschmuggeln, die sicher zu der Rinnsteinkunst verwiesen würden, wenn es bei der Führung nicht gelänge, die Allerhöchst-Besichtigenden geschickt in Rückenstellung zu diesen Scheusäligkeiten festzuhalten; aber den Erdenrest abzuschütteln, den zu tragen ihm um so peinlicher sein mag, als er wirklich nicht sehr reinlich ist: Das vermag der muthige Herr Professor nicht. Er ist an die Rangliste gebunden. Vom Vicefeldwebel aufwärts in der bildenden Kunst preußischer Provenienz untersteht der Künstler dem Machtspruch der Jury nicht mehr; wer also einmal Lehrer oder gar Professor an einer Kunst- oder Kunstgewerbeschule ist, hat seinen Dienstplatz in Moabit, hat „sein Recht auf Strafe", kann verlangen, sich so lächerlich machen zu dürfen, wie es ihn nützlich dünkt. Leider verzeichnet der Katalog Aemter und Würden der Ausstellenden nicht; sonst würde man bald klar sehen, warum immer noch so viele Erbärmlichkeiten das Auge dort beleidigen dürfen.

Von diesem Uebelstand und einigen anderen abgesehen, muß, wer überhaupt zur friedlichen Verständigung mit der leidsäligen modernen Kunstpflege neigt, den Fortschritt gegen früher unumwunden anerkennen. Nicht nur der enger gezogene Umfang — tausend schlechte Bilder weniger in jedem Jahr: Das bedeutet einem normalen Nervensystem schon eine erhebliche Entlastung —, auch die Verbesserung der Qualität und namentlich der beim Arrangement bewiesene gute Geschmack verpflichtet jeden Kunstfreund zu Dank. Neurasthenikern, die sich vor dem unvermeidlichen Naßmachen beim Baden fürchten, ist nicht zu helfen: durch den Elite-Saal, mit den Frühlingsparaden und den Schlachten aus den Fritzenkriegen, muß man hindurch; auch kommt man leidlich rasch vorwärts, weil dort selten mehr großes Gedränge ist. Nicht ganz so schmerzlos sind die Prüfungen, die des Gewissenhaften in den beiden Halbrotunden harren: sie sind die eigentlichen Schreckenskammern; hier sind Fußangeln und Selbstschüsse gelegt und zu beneiden sind jene Künstler nicht, die dort das Amt der Sirenen auf sich nehmen, wozu heuer der Bildhauer Otto Lessing mit einer Sammelausstellung seines Werkes dienen mußte und Villé Valgren mit seinen phantastischen, etwas stark mit Koketterie überladenen kunstgewerblichen Metallgebilden.

Der von Alfred Balcke neugestaltete Festsaal mag dem in jedem Jahr wiederkehrenden weltgeschichtlichen Moment der feierlichen Eröffnung des moabiter Jahrmarktes Rechnung tragen: er ist imposant, in den sicheren Maßen der Hochrenaissance kräftig und harmonisch gegliedert, dabei in Farbe und Ornament glücklich auf moderne Empfindung gestimmt, ohne die Geckereien der kürzlich von der Wiener Sezession propagirten Raumkunst, — nur für die in ihm aufgehängten Bilder taugt er nicht. Oder die Bilder nicht für den Saal. Es ist auch kaum zu hoffen, daß je Bilder gefunden werden, die mit dieser Architektur künstlerisch zusammenklingen. Eine so selbständig bedeutsame Raumgestaltung verlangt einen sich ihr einordnenden Bildschmuck der Wände; so lange ein solcher sich nicht einstellt, dürfte am Besten die Plastik hier untergebracht werden. Bei diesem Saal war der berliner Zug ins falsche Großartige einmal wieder ein starker Rechenfehler, der vermieden werden konnte, wenn man sich entschlossen hätte, die musterhafte Gliederung nachzuahmen, die Friedrich Ratzel der vorjährigen großen Ausstellunghalle in Karlsruhe zu geben verstand. Das Ideal wäre ja: für jedes Kunstwerk ein Raum; geht Das bei dem Bazarcharakter unserer Ausstellungen nicht an, so bleibt nur der Weg, kleinere Gruppen innerhalb der Massenentfaltung wieder für sich abzugrenzen. Das war in Karlsruhe gelungen.

Die Mitte des neuen Saales beherrscht Hugo Lederers (für einen Brunnen vor der breslauer Universität bestimmter) „Fechter“. Dieser Bildhauer ist seit seinem hamburger Bismarck der Mann unserer guten Hoffnung in der Zeit der, wie es scheint, nicht einzudämmenden Denkmälerwuth. Bewies er beim Bismarck und dann bei den Gruppen „Krieg“ und „Friede“ für die görlitzer Ruhmeshalle, von denen das Modell zum „Krieg“ hier auch wieder gezeigt wird, das stärkste architektonische Empfinden unter unseren Plastikern, so spricht diese Fechterstatue nun auch für sein Vermögen, den seelischen Ausdruck eines Körpers mit dem sinnlichen Reiz des ganz in die Form aufgegangenen funktionirenden Lebens zu umkleiden. Der glücklichste Moment, den diese Kunst am lebendigen Körper erhaschen kann, scheint immer der die Vorbereitung einer bedeutsamen Handlung kennzeichnende und dann der nach Entladung des Affektes vor der voll wieder eintretenden Ruhe liegende zu sein. Das wußten freilich die Alten schon; aber es ist erfreulich, weil selten, daß es auch ein moderner Künstler wieder wissen will. Der Rücken dieses männlichen Körpers namentlich ist in dem Widerspiel von Spannung und Ruhe, bei trefflicher anatomischer Gliederung, von großer Schönheit. Sonst ist unter den deutschen Bildwerken wenig, dessen man ganz froh werden könnte: Adolf Brütts Schwerttänzerin, seine Diana und die Doppelbüste seiner Söhne rechtfertigen aufs Neue die Werthschätzung, die ihren Schöpfer als den feinsten und reifsten im Kreise der neuwilhelminischen berliner Bildhauer-

ſchule bezeichnet. Ferdinand Lepcke hat von ſeinem bromberger Monumentalbrunnen die Sintfluthgruppe ausgeſtellt; Größe und eine gewiſſe Technik ſind ihr nicht abzuſprechen, aber der Vorwurf geht doch wohl „über die Kraft“ unſerer Zeit und des Künſtlers.

Der Hang der Malerei zum Erzählen, zur Novelle, der ſeit drei Jahrzehnten ſo heftig bekämpft wird, ſcheint ſich jetzt bei den Plaſtikern einniſten zu wollen. Denen aber ſollte man ihn noch erbarmungloſer austreiben; denn es iſt klar, daß er da zur tiefſten Barbarei herunterzerrt. Die in Gips, Bronze und Marmor vorgetragenen Feuilletons der moabiter Ausſtellung ſind deren ſchlimmſte Geſchmackverderber. Im Gliede der Kolportageplaſtiker obenan ſteht Herr Eberlein, der Mann von geſtern, heute und morgen, der das geſammte deutſche Genie noch auszuhauen berufen iſt: „Auf dem untergehenden Schiff ‚Iltis‘ bringt der Kapitän Braun im Angeſicht des Todes das letzte Hurra auf Seine Majeſtät den Kaiſer aus. Gipsgruppe.“ Vermuthlich als Geſchenk für die Kaiſerin-Mutter von China beſtimmt? Nicht ganz ohne Höhere Töchter-Romantik, doch anmuthig und rein in den Formen giebt ſich „Eine Frage“ von Reinhold Boeltzig; das Werk könnte einen lauſchigen Parkwinkel mit ſanftem Anklang an das Leben des Herzens ſchmücken; auch die Brunnenfiguren des Dresdeners Poeppelmann und des Münchener Hinterſeher, beide nur „ſeiend“, nicht erzählend, verdienen als liebenswürdige Arbeiten doch vollen Beifall. Herber, aber auch bedeutender iſt die humorvolle Knabenfigur Karls Seffner, auf den die Nachbarſchaft Klingers ſo ſichtlich einwirkt. Vom Karlsruher Volz iſt die ſtarke innere Bewegung ausdrückende „Reue“ da und ein etwas ängſtlich nach alten Kupfern wiedergegebener knitteriger Michelangelokopf. Unter den zahlreichen guten deutſchen Portraitbüſten wären die zu nennen, die Schauß von den Malern Meyn und Skarbina gemacht hat und die Rümanns von Pettenkofer und von Nikolas Gyſis.

Die Medaillen und Plaketten von Rudolf Boſſelt laſſen das Bedauern recht lebhaft werden, daß die Mathildenhöhe bei Darmſtadt nach und nach verwaiſen ſoll: ſo muthig ſpricht ſich ein rein künſtleriſches Sehen, ſpricht ſich das Bekennen zu vornehmer poetiſcher Empfindung und Geſtaltung des Lebens nur aus, wo eine Kultur hinter dem Künſtler ſteht, — wäre es auch nur die einer eſoteriſchen Künſtlerſchaft wie die der darmſtädter Koloniſten. Deutlich tritt Das auch bei den Belgiern, die hier gezeigt werden, hervor. Die vlamiſche Plaſtik hat in neuſter Zeit zwei ſuggeſtiv wirkende Lehrer gehabt: Meunier, den wir gut kennen, und Jef Lambeaux, von dem meines Wiſſens in Deutſchland noch faſt gar nichts gezeigt wurde. Sein Schüler iſt Jules Lagae und die Arbeiten, die ihn hier vertreten, geben ein gutes Bild der ſtarken Begabung für Plaſtik, die man im heutigen Brüſſel als

ein erfreulichstes Stück neuer Kunstkultur bewundert. Lagae schickte nur Portraitbüsten, deren Aehnlichkeit wir nicht kontroliren können, auf deren erschöpfende Psychologie wir aber schwören möchten. Und Das ist es: dieses Treu- und Untreusein zu gleicher Zeit der Wirklichkeit gegenüber, dieses Ergründen und Verklären, und wie alle individuellen Dissonanzen des Modells in der Harmonie der frohlockenden Kunstform aufgelöst erscheinen. Am guten Kunstwerk freut man sich immer über einen Sieg, den der Künstler errungen hat; seine letzte, feinste artistische Wirkung ist diese sich aussprechende Freude über die erlangte Freiheit. Von den deutschen Plastikern — natürlich rede ich hier nicht von der immer vorhandenen Triumphgrimasse der Kitschmaler und -bildhauer — kommt selten einer zu dieser letzten Errungenschaft; und gelingt sie ihm, darf er sich ihrer freuen, so schwitzt sein Siegerlächeln noch oder ihm ist ein Zug von moralischer Wichtigkeit beigemischt: Ja, mein Lieber, es war auch eine Anstrengung, so weit zu kommen! Die vornehme Art dieses Lächelns, die vom hergestellten Gleichgewicht zwischen Empfindung und Anstrengung zeugende, haben nur die Plastiker lateinischer Schulung. Lagae ist ein vornehmer Sieger.

Außer ihm sind von Belgiern noch Dillens, Meunier und Vinçotte (mit der sehr schönen Büste der verstorbenen Königin) gut vertreten. Auch von dem taubstummen Maler Laermans sind zwei ältere Bilder da; diesen sonderbaren Mystiker, der maeterlinckische Empfindung in Farben umsetzt, die so geheimnißvoll klingen und singen, der seine Menschen so beklemmend determinirt sich bewegen läßt, sollte ein berliner Kunstsalon uns einmal in einer Sammelausstellung vorführen.

Breiter noch als in der Plastik ist das Ausland in der Malerei vertreten. Auch hierin zeigt sich Arthur Kampf als guten Taktiker: man kann ihm diese „Kampf-Weise“ wohl zugestehen der Sezession gegenüber, die Jahr für Jahr ihr mageres Eigenkönnen durch große Tote und fremde Triumphatoren des Impressionismus bis über das Drittel der ausgestellten Werke zu verstärken pflegt. Er braucht dazu heute nicht einmal mehr besondere Kniffe; die französischen Kunsthändler haben lange im Tressor verwahrte Effekten jetzt an die Börse gebracht und eine starke Hausse in Impressionismus bewirkt. Manets, Monets, Renoirs, Pissaros und Cézannes kann man jetzt kaufen, so viel man will, — nur muß man Geld in seinen Beutel thun. Dafür wird jetzt „Meinung gemacht“, wies an der Börse heißt. Nur die „Neo-Impressionisten“ taugen noch nichts; deren Konjunktur kommt erst in zehn bis fünfzehn Jahren und einstweilen kann man sie in Paris noch für zwei- und dreihundert Franken das Stück handeln. Natürlich wird man sich in der Kantstraße etwas ärgern; drei gute Bilder von Puvis de Chavannes sehen zu können, mindestens einen vortrefflichen Monet, Sisley und außer

den schon Genannten die Vorläufer der Lichtmalerei Boudin, Jongkind und Lépine: Das muß die „Große" auch für Gourmets besuchenswerth machen. Die erwähnten Schätze hängen alle in einem kleinen Kabinet, an dem man, ohne daß es auffiele, auch vorbeigehen kann, in dem der Kunstfreund aber sein vollstes Behagen, wenn auch jenseits der Soll- und Mußästhetik der Nichtsalsimpressionisten, finden wird. Löse nur Jeder sein Verhältniß zur Malerei, der den „Weg" dieser Revolutionäre und Märtyrer nicht als richtigen und zwingenden erkennt: aber einen Idioten braucht deshalb Der noch nicht sich schimpfen zu lassen, der das „Ziel" dieser Malerei höher gesteckt wünscht, der von der Studie zum Bild hinmöchte. Aber liegt nicht oft schon ein Ziel im Wege selbst? Ist es wirklich, auf das Werk bezogen, ganz unwesentlich, ob es die Arbeit eines Jahres oder die eines Tages, einer Stunde vielleicht nur darstellt? „Ein Stück Natur, durch ein Temperament gesehen", — schön; man mache sich aber vor der hier gezeigten Schneelandschaft von Monet nur klar, was ein Temperament bedeutet, das mit ein paar Hundert Pinselstrichen — nicht mehr! — in wenigen Stunden dieses Gewirr von Farbenflecken wie mit einem Besen so auf die Leinwand streicht, damit diese eminent scharfe Impression einer von der Abendsonne überflutheten eingeschneiten Dorfstraße entstehen konnte. Was an Noth und Wollust, an jagender Berechnung den Künstler in der zusammengedrängten Leidenschaft dieses Zeugungaktes beherrscht hat, tritt in dem Werk nun eben auch wieder zu Tage und bewältigt uns als Zauber einer Persönlichkeit, die von einem Dämon besessen erscheint, während sie ihn doch zu fruchtbarem Gehorsam gezwungen haben muß.

Die große Dekoration von Puvis de Chavannes für die Boston-Library finde ich etwas leer; in ihrem ganz allegorischen Charakter fehlt ihr der eigenste Vorzug dieses Meisters, die Erde, das Leben, den Menschen mit seiner Arbeit in eine ideale Sphäre gerückt zu geben. Die beiden Bilder Le Cidre und La Rivière (von den Gelehrten des berliner Kataloges „Die Riviera" übersetzt!), mit den großzügigen freien Rhythmen der Gruppen, lösen mir eine stärkere Empfindung aus, während „Die Heiligen" wieder eine für Puvis ungewöhnliche scharfe Accentuirung des Inhaltes und der Linie aufweisen. Was von diesem „Ghirlandajo des neunzehnten Jahrhunderts" jetzt noch ambulant in der Welt herumfährt, ist freilich immer nur schwacher Abglanz der Monumentalwerke an ihren festen Orten; es sind Paralipomena der großen Epen, die Puvis gesungen hat. Ein Belgier, der den klassischen Namen Ciamberlani führt, schreitet in Puvis' Fußstapfen und stellt hier drei riesige Rahmen mit Temperamalereien, sich zum Verderben, neben dem französischen Meister aus. Glücklichere Schülerschaft spricht aus einigen anderen Belgiern; da ist Paul Mathieu mit kühnen Lichtproblemen in Landschaften zu nennen, namentlich aber Adrien Josef Heymans mit seinem Sonnen-

aufgang in den Sümpfen der Kempe, ferner Charles Mertens und Alexandre Marcette, die die Schatten und Spiegelungen in dunklem Wasser reizvoll behandeln. Sie haben die impressionistische Technik sich so einverleibt, daß man an das Rezept nicht mehr erinnert wird; erst dann aber tritt an die Stelle der artistischen die künstlerische Wirkung.

Ein verblüffend zu nennendes Ensemblegastspiel geben die Amerikaner im Festsaal. Roosevelt darf die Brust schwellen, denn durchgängig zeigen seine Malersleute eine Reife, die auf eine gediegene künstlerische Kultur zu schließen erlauben würde, wenn ... ja, wenn es nicht eben pariser Kultur und deutsche und englische wäre, die hinter diesen Bildern steht. Immerhin ist bedeutsam, daß es so viele Yankeetemperamente giebt, die der alten Dame Europa nicht nur die Allüren, die ihr auch die künstlerische Seele abzulauschen wissen. Die Landschaften von Dearth, Ochtmann und Coffin geben starke lyrische Impressionen in gewähltester Sprache; Portraitisten wie Irving Wiles, Carroll Beckwith und Louis Löb zeigen geübten Blick für das anonyme Leben ihrer Originale. Dagegen scheint die amerikanische Kunst eine einst starke Hoffnung begraben zu müssen: Gari Melchers, der so frisch persönlich einsetzte, ist kaum mehr anders als trivial zu nennen. Von den Engländern der Ausstellung kann nur Shannons Mr. Philip May, ein prachtvoll lebendiger Huntsman, als Malerei ersten Ranges gelten; Walter Crane und Hitchcock wirken wie müde, mit leichtem Katzenjammer von orphischen Festen heimkehrende Spätlinge: die Mystik der englischen Malerei ist längst schal geworden, „hohl und unersprießlich", wie der Präraffaelismus nach der Schablone eines Burne-Jones. Skandinavien und Rußland fehlen diesmal fast ganz; Spanien und Italien haben Hervorragendes nicht geschickt, doch wird der Anlauf zu einer wuchtigen Hochgebirgsstimmung des Venezianers Sartorelli gelobt werden dürfen: das Ziel hat hier Segantini gewiesen.

Diese Suite der ausländischen Offiziere beim diesjährigen Kunstmanöver bietet des Interessanten, wie man sieht, genug; nun kommen die Leistungen der eigentlichen Manövertruppe in Frage: die der deutschen Künstlerverbände. Da ist eine Beobachtung voranzustellen, die, bei der Unmöglichkeit, hier einige tausend Werke zu besprechen, zugleich eine Werthung ausdrücken soll: die wohlthätige Folge der Decentralisation, zu der die deutsche Kunst in den letzten zehn Jahren neigte. München, Düsseldorf und Berlin haben nur noch quantitativ die Führung; qualitativ liegt das Schwergewicht in den kleineren, jüngeren Kunststädten und es zeigt sich noch deutlicher bei den Sondergruppen und bei den Eigenbrötlern. Die Kolonien in Aibling, Kronberg, Worpswede, Grötzingen, Ahrenshoop haben segenvoller als alle Akademien gewirkt, endlich doch eine deutsche Malerei besonderen Charakters, starke Persönlichkeiten, die ihre Eigenart muthig betonen, zu erziehen. Barbizon

hat bei uns Schule gemacht; wir können uns immerhin der Früchte, die, zum Beispiel, Worpswede gezeitigt hat, schon aufrichtig freuen. Auf die Ausstellung angewendet, müssen nur die Künste der Graphik, müssen die Leistungen des Verbandes Deutscher Illustratoren, der alle Richtungen in sich friedlich zusammenschließt, einbezogen werden, denn ein guter Theil der entwickelten Kräfte fließt diesen Kunstgebieten zu. Dann kann man die Ausstellung reich an individuellen Leistungen nennen.

Von den Berlinern dürfen Oskar Frenzel und der ihm sehr verwandte Otto Heinrich Engel wieder in allen Ehren genannt werden; so wuchtig wie in den „Zugstieren" ist Frenzel noch kaum aufgetreten, kaum je im Kolorit so kräftig und geschlossen wie in „Auf dem Deich". Engels Friesinnenbilder sind dem Gegenstand und der Malerei nach gut niederdeutsch bis auf die Knochen. Die selbe Note beherrscht die Bilder des königsberger Akademiedirektors Dettmann, der in dem Triptychon für das Asyl der Seemannsfrauen auf Sylt tiefe Empfindung lebendig werden läßt. Ein anderes Stück Heimath wieder vermitteln uns die Karlsruher, deren Innigster, Hans von Volkmann, hier freilich fehlt: Hans von Ravenstein (den man erbärmlich gehängt hat), Kampmann, Nagel, Junker vertreten den wackeren Künstlerbund recht tüchtig. Dresden hat zu Hause seine eigene Ausstellung, doch giebt Karl Bantzer mit hessischen Bauern, Hochmann mit einer Pferdeschwemme, Dorsch mit einer flott gemalten hellen Werkstatt, geben Richard Müller und Georg Jahn mit graphischen Blättern gute Proben des jetzt dort herrschenden Geistes. In Düsseldorf schlagen Otto Ackermann, Paul Graf von Mervelдt, Fritz von Wille und Julius Bergmann entschieden neue Töne an, die „Los von Düsseldorf!" zu rufen scheinen. Aus Hamburg meldet sich, neben dem Veteranen Valentin Ruths, ein junger eigenartiger Landschafter in Karl Schildt. Münchens Jahresleistung freilich muß man sich in den Ausstellungen der Scholle (Sezession) und der Luitpoldgruppe (im Künstlerhaus) ergänzen; aber auch in Moabit sieht man einige seiner stärkeren Talente wie die beiden Willroider, wie Walter Georgi unter den Illustratoren und den sehr feinen Reifferscheidt als Radirer.

Mit diesem Anruf nur einiger Namen und Werke, die darum doch nicht allen nicht genannten übergeordnet werden sollen, möchte ich die Strömung bezeichnen, in der das Können der deutschen Malerei sich jetzt am Sichersten bewegt; sie deckt sich etwa mit dem aller Phraseologie entkleideten Begriff einer Heimathkunst. Ihre Hauptkennzeichen dürften sein: vollständiger Verzicht auf das Romantische, wie der Laie das Wort versteht; an seine Stelle tritt die Naturlyrik, tritt ein breites Pathos der Arbeit, das weder heroisch posirt noch die Verelendung beweisen will, treten Züge der alten rustikalen Idylle, des Humors der Landstraße und der ganz objektiven Beobachtung animalischen

Lebens. Das stärkste Bild dieser Art ist das Mittagsbrüten von Karl Vinnen; ich empfinde es als das bedeutendste der ganzen Ausstellung. Und hinter ihm sehe ich mit warmer Bewunderung die ihrem Werk sich hingebende, in ihm aufgehende Persönlichkeit. Ganz anders als ein Claude Monet steht dieser germanische Künstler vor seiner Aufgabe. Sein Bild trägt auch die Jahreszahlen, die eine Arbeit von acht Jahren bekennen, nicht absichtlos: sie sollen davon erzählen, daß hier ein Stück Leben und Erleben, ein gutes Bruchtheil des ganzen Daseins in ein Werk hineingetragen wurde. Davon redet aber auch das Werk eindringlich selbst: von einem liebevollen täglichen Versenken ins geheimste Herz dieses Stückchens Erde, von einem andächtigen Lauschen auf jeden Athemzug und jeden Pulsschlag dieser Vegetation, von häufigster Zwiesprache mit den Wellen des Sonnenlichtes, die über die saftige Wiese fluthen und als goldener Regen zerstäubt durch das Blätterdach der alten dichten Baumkronen niedersprühen. Und wie sie auf das glatte Fell der gescheckten Kuh fallen, die im Schatten dämpfend im schweren Werk der Verdauung steht, zittert ein Regenbogenfarbenrand um die hellen Teller herum; und das selbe Phänomen, nur wieder in anderen Nuancen der Bewegung, auf Gras, Blatt, Ast und Erdscholle. Und wie die heiße Luft selbst stillsteht und doch in rasend schnellen Rhythmen zittert: man begreift schon, was das künstlerische Werben durch acht Jahre hier zu erobern vorfand, und freut sich der Eroberung, als wenn sie Einem selbst gelungen wäre. Ein anderes Bild von Vinnen, ein Waldinneres, ist aus den Erträgnissen der vorjährigen Ausstellung angekauft worden; diese Thatsache spricht für die Einsicht der Kommission. Aber die Große Goldene, die der Maler in Dresden und in Wien schon empfangen hat, müßte ihm für sein Mittagsbrüten trotzdem auch hier noch werden. Auch was Arthur Kampf diesmal als Maler bietet, läßt ihn zur Führerschaft der berliner Kunst wohl berufen erscheinen. Das Bild „Die beiden Schwestern" zeigt ihn als Koloristen mit sehr entschiedener Tendenz zum Impressionismus; diese zwei Brettl-Kinder, marionettenhaft in Gesichtsausdruck und Haltung, sind ein bemerkenswerthes Stück moderner Malerei. Man will von Velasquez Entlehntes auf Kampfs neuem Wege sehen. Das spräche sehr für den Weiser auf diesen Weg, der bekanntlich auch der Manets war. Unter den berliner Bildnißmalern steht Hugo Vogel, der sich von der merseburger Sünde zu reinigen hatte, diesmal in erster Reihe; dann sieht man mehrere Portraits von Fritz Burger, die in ihrer schlichten, deutschen Charakteristik auf die Holbeinstadt Basel deuten, wo Burger heimisch ist.

Schmargendorf. Max Marterſteig.

Der Ausstellungmensch.

Er war ein echtes Kind seiner Zeit; es war aber auch die Zeit, die für ein solches Kind paßte. Eine Laufbahn wie die Georgs Thalhammer, dessen Leben von seinem ersten Athemzug bis nach dem letzten der Oeffentlichkeit angehörte, wäre in jeder anderen Zeitperiode undenkbar gewesen.

Es war in den Tagen einer großen Ausstellung, da Frau Thalhammer sich für eine bald zu erwartende Einquartirung vorzubereiten begann. Das gehörte zu den alljährlichen Ereignissen ihres Ehelebens, machte also keinen besonderen Eindruck mehr auf sie. Ihr einziges Bestreben war, noch vor der Ankunft des Erwarteten so viel wie möglich von der Ausstellung zu genießen, für die sie besondere Begeisterung fühlte. Ob nun die Herrlichkeit des dort Gebotenen schon eine magnetische Kraft auf das werdende junge Menschenwesen ausübte, ob der Frau Thalhammer das Gesehene zu Kopf stieg und ihr von den theuren Preisen übel wurde, — einerlei: nach einem solchen Ausstellungbesuch erkrankte sie und der kleine Georg erschien, zum Entsetzen Aller, einen ganzen Monat zu früh als neuer Erdenbürger.

Rathlos umstanden die Verwandten das Bett der Mutter. Da stöhnte Frau Thalhammer plötzlich: „Die Ausstellung . . . Der Brutofen!"

„Sie ist doch ein Kreuzköpfel, meine Alte!" rief Vater Thalhammer entzückt. „Natürlich, da gehört er hin, der Georg!"

In dem neuen Kinder-Brutofen nahm man den Kleinen mit Freude auf. Er hatte dort die ihm nöthige Wärme und schien auch in der Bewunderung, die das Publikum seinen ersten Athemzügen und krampfhaften Bewegungen zollte, ein ihm wohlthuendes Lebenselement zu finden. Er gedieh zusehends und bekam weder Schielaugen noch Nervenkrämpfe, was einem gewöhnlichen Kinde in solcher Umgebung unfehlbar passirt wäre.

Nach Schluß der Ausstellung wurde Georg noch mehrfach in ärztlichen Versammlungen zu Studienzwecken gezeigt, also wieder ausgestellt. Dann hatte er das Glück, bei einer nach amerikanischem Muster veranstalteten Baby-Schau paradiren und seine Photographie verkaufen zu dürfen. Er benahm sich dabei so vernünftig und seiner Aufgabe, Schauobjekt zu sein, so bewußt, daß der findige Erfinder eines Kindernährmittels den Eltern anbot, für den Jungen sein berühmtes „Kindomin" ein Jahr lang kostenlos zu liefern, um ihn dann wieder bei einer Ausstellung als wirksamste Reklame vorführen zu können. Da sich alle Kinder der Nachbarschaft für das Kindomin so lebhaft interessirten, daß der glückliche Reklameheld ein schwunghaftes Tauschgeschäft mit allen möglichen Lebensmitteln betreiben konnte, bekam ihm diese Ernährungweise ausgezeichnet.

Die Ausstellung der „Gesellschaft der Beeren- und Körner-Freunde", in der das Kindomin endlich zu Ehren kam, war eine strahlende Epoche in dem Leben aller Thalhammers. Georg thronte auf einem Podium, inmitten des in rother Packung um ihn gelagerten Präparates. Er trug einen blauen Leinenkittel, vorn und hinten mit einer weißen Papptafel verziert. Auf der einen stand: „Gerettet durch den Brutofen", auf der zweiten: „Erhalten durch Kindomin." Man konnte ihn dort spielen, sprechen und mit strahlendem Gesicht seine Kindomin-Portionen verzehren sehen. Auch gab er jedem Käufer sein Päckchen mit den Worten: „Kindomin ist für Kinder das Beste der Welt".

Geradezu umlagert war diese Verkaufsstelle. Auf die Fütterungstunde warteten immer Hunderte von Menschen. In richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit ihrer Ernährung für die Kinder selbst wurden sämmtliche Schüler und Schülerinnen in die Ausstellung geführt. Es regnete Geschenke für Georg und seine Familie. Sein Bild erschien, mit langen erläuternden Artikeln, in den Zeitungen. Ein geistvoller Interviewer veröffentlichte in mehreren Sonntagnummern Gespräche mit dem kleinen Georg, von denen Kenner behaupteten, daß sie von größtem kulturhistorischen Interesse seien. Die Kapelle der Ausstellung spielte täglich von Vier bis Fünf den Georgs-Marsch. Und — die Hauptsache — Kindomin fand reißenden Absatz. Zum Glück wurde die Ausstellung geschlossen, ehe Georg ihr und dem Kindomin zum Opfer gefallen war.

Er ging dann in den Kindergarten und wurde bei Bewegungspielen im Freien mit anderen Kindern dem Publikum vorgeführt. Auch die Monotonie der Schuljahre entzog Georg nicht ganz der ihm zum Lebensbedürfniß gewordenen Oeffentlichkeit. Da gab es alljährlich Ausstellungen von Schülerarbeiten und Lehrmitteln, Prüfungen, Schauturnen, Jugendspiele vor einem Publikum. Er wurde in Ferienkolonien aufgenommen und danach, bei öffentlicher Feier, als günstiges Resultat gezeigt, mit genauer Angabe der Gewichtszunahme, gerade wie damals bei der Kindomin-Reklame. Er wirkte bei Kinderfestzügen mit, ohne den Sonnenstich zu bekommen, bei dramatischen Aufführungen, und Jeder fand, daß er Talent für die Bühne habe. Er durfte Huldigung- und Dankgedichte vortragen. Bei Weihnachtbescherungen gab es gar doppelten Genuß: während sein erwartetes Entzücken und Beglücktsein Schauobjekt war, konnte er zugleich die zusehende, auf das der Bescherung folgende Tanzkränzchen wartende Damenwelt in ihrer Toilettenpracht bewundern. Und Alles, was Aehnlichkeit mit Ausstellungen hatte, machte ihn glücklich.

Nach der Schule suchte sich Georg einen Beruf, der die ihm nothwendigen Lebensbedingungen bot. Zuerst wurde er Kellner in einer Ausstellungrestauration, später Ausstellungdiener. Die Furcht seines Vaters, er könne oft beschäftigunglos werden, war unbegründet, denn Ausstellungen gab es immer.

Dann suchte Georg sich eine Frau und fand, gerade wie es für ihn paßte, ein Mädchen, das sein Jubiläum feierte, weil es schon bei der fünfundzwanzigsten Ausstellung Lose verkaufte. Es traf sich glücklich, daß er seine Hochzeit während einer Schneider-Ausstellung feiern konnte, bei der ein Hochzeitzug vorgeführt wurde; so hatte er das Vergnügen, einen halben Monat lang täglich einige Stunden in seiner wichtigen Rolle als Bräutigam ausgestellt zu sein. Er spielte so wunderbar das bewegungloſe Ausstellungobjekt, daß man ihn mit einer neben ihm stehenden Wachsfigur verwechseln konnte. Für die Wachsfigur wie für den Menschen gewiß der höchste Triumph.

In Ausstellungskreisen hatte Georg Thalhammer bald einen gewissen Ruf. Wenige besaßen solches Verständniß für die hohen Aufgaben einer Ausstellung. Und kluger Weise ließ er dabei die verschiedenen Arrangeure seine Ueberlegenheit nie fühlen. Mit stillem Lächeln nur hörte und sah er alle Vorgänge. Die angstvolle Hast, Alles zum Eröffnungtage fertig zu bekommen, brachte ihn nicht aus seiner Ruhe. Er wußte, daß Ausstellungen bei der Eröffnung nie fertig sind. Die Besprechungen über den Reinertrag hörte er nicht an. Er wußte,

daß Ausstellungen immer ein Defizit haben. Das Auflehnen einzelner Kommission-Mitglieder gegen Firlefanz und billigen Trödelkram ignorirte er vollkommen. Er wußte, daß solche Augenblickswaare trotzdem in jede Ausstellung hineinkommt. Der Kampf gegen kostspielige Musikkapellen und Restaurationen empörte ihn. Er wußte, daß ohne solche Lockmittel keine Ausstellung Besucher anzieht. Mit überlegener Miene hörte er das Jammern der Aussteller über theure und schlechte Plätze, den Aerger der Kommission über mangelhaften Besuch, die Klage der Besucher, nichts Interessantes zu finden. Er wußte, daß mit Ausstellungen nie Jemand zufrieden ist. Er wußte aber auch, daß in den Zeitungen jede Ausstellung gepriesen wird. Und in diesem Zeitungruhm, der ihn beglückte, obwohl er wußte, wies gemacht wird, in den entzückten Aussprüchen hoher Besucher, die ihn zu Thränen rührten, als gälten sie ihm persönlich, lebte und schwelgte er und freute sich an dem unermeßlichen kulturellen Werth solcher Unternehmungen, der, wie er herausfand, namentlich mit der Menge des gebotenen Vergnügens in engem Zusammenhang stand.

Bei einer Ausstellung des Vereins „Frauenziele" erkältete sich Georg Thalhammer und wurde krank. Aerger als die Erkältung wirkte aber noch die moralische Kränkung, die gerade diese Ausstellung ihm zufügte. An die Stelle der gewohnten Kommission war hier ein Unternehmer getreten, dem die Sache Geschäft war und der sich nicht einmal bemühte, das Ganze in den schönen Mantel idealer Phrasen einzuhüllen, wie es die Anderen immer gethan hatten. Als nun gar das Geld ausging, die Zeitungen keine Notizen mehr brachten, unter den Besuchern hier und da das Wort „Schwindel" fiel, ja, ein Streit der Aussteller, wegen der Diplome und Medaillen, die sie kaufen sollten, einmal zu Thätlichkeiten ausartete, da fühlte sich der Stolz des bewährten und berühmt gewordenen Ausstellungdieners tötlich getroffen. Verfall und Untergang der Ausstellungen sah er plötzlich pessimistisch voraus. Das zehrte an seiner Lebenskraft. Auf seinem Krankenbett dachte er viel darüber nach, mit welchen neuen sensationellen Reizen die Anziehungskraft der Ausstellungen zu beleben wäre. Und da fiel ihm, als sonderbar, auf, daß man noch nie daran gedacht hatte, einen Krankensaal mit lebendigen Kranken oder etwa Abtheilungen eines Gefängnisses, eines Irrenhauses vorzuführen. Spitaleinrichtungen hatte er schon gesehen, auch Präparate, Grauen erregende Krankheiten, in Bildern oder an Wachsfiguren dargestellt, mit der Aufschrift: „Nicht für Kinder." Aber noch nie waren diese für das Publikum so lehrreichen und interessanten Dinge an lebendigen Menschen gezeigt worden. Leider war es Georg Thalhammer nicht mehr möglich, seine große Idee zu verfolgen; denn er starb. Doch gab sie ihm den schönen Hoffnungschimmer, daß sich Ausstellungen noch lange, lange nicht überlebt haben. Seine letzten Worte waren: „Einen Sarg, einen Sarg von der Ausstellung!"

Diesen Wunsch konnte seine Frau nicht erfüllen, denn gerade Särge waren unter den unzähligen Gegenständen der letzten Ausstellung nicht zu finden. Aber das Begräbniß konnte sie, mit Hilfe seiner Gönner und Kollegen, zu einer Schaustellung machen, von der in allen Gassen der Nachbarschaft noch Wochen lang gesprochen wurde. Es war die hundertste Ausstellung, bei der Georg Thalhammer mitgewirkt hatte.

Wien. Helene Migerka.

Selbstanzeigen.

Gottfried Keller: Martin Salander. Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Aesthetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgeber Professor Dr. Otto Lyon, achtes Heft. Leipzig, Teubner 1903. 50 Pfennig.

In dieser kleinen Schrift versuche ich, zu zeigen, wie Kellers „polemischer Erziehungroman" aus der schweizerischen Volks- und Erziehungliteratur hervorwuchs, wie die aufklärerische Popularphilosophie Pestalozzis eben so wie Jeremias Gotthelfs grimmiger Konservativismus ihm im Wesen verwandt ist, wie aber Keller nicht nur „in seinem Lande schrieb, sondern auch aus seinem Lande heraus!!" Die wundersam feine Struktur des Werkes suche ich dadurch deutlich zu machen, daß ich zeige, wie Alles sich zum Ganzen webt, wie jeder einzelne Zug, auch der scheinbar unbeabsichtigte und willkürliche, schön und zweckdienlich sich dem Werke einfügt. War ich hin und wieder überdeutlich, habe ich Manches allzu dick unterstrichen, so mag mich der pädagogische Zweck des Schriftchens entschuldigen.

Prag. Dr. Rudolf Fürst.

Die Kronbraut. Schwanenweiß. Ein Traumspiel. Drei Dramen. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 1903.

Statt einer Anzeige stehe hier (noch vor Erscheinen der Buchausgabe) der Schluß des Traumspieles.

[Vorm Schlosse ist der Boden mit Blumen bedeckt (blauer Sturmhut, Aconitum). Auf dem Dache des Schlosses, ganz oben auf der Laterne, sieht man eine Chrysanthemumknospe, die nahe daran ist, aufzubrechen. Die Schloßfenster sind mit Stearinlichtern illuminirt.]

[Die Tochter Indras und der Dichter.]

Die Tochter. Die Stunde ist nicht fern, wo ich mit Hilfe des Feuers wieder zum Aether steigen werde. Es ist, was Ihr sterben nennt und dem Ihr Euch mit Furcht nähert.

Der Dichter. Die Furcht vor dem Unbekannten!

Die Tochter. Das Ihr kennt!

Der Dichter. Wer kennt es?

Die Tochter. Alle! Warum glaubt Ihr Euren Propheten nicht?

Der Dichter. Propheten hat man niemals geglaubt; wie kommt Das? Und: „wenn Gott gesprochen hat, warum glauben denn die Menschen nicht?" Seine überzeugende Macht müßte unwiderstehlich sein!

Die Tochter. Hast Du immer gezweifelt?

Der Dichter. Nein! Ich habe viele Male die Gewißheit gehabt; aber nach einiger Zeit ging sie ihrer Wege! Wie ein Traum, wenn man erwacht!

Die Tochter. Es ist nicht leicht, Mensch zu sein!

Der Dichter. Du siehst es ein und erkennst es an?

Die Tochter. Ja!

Der Dichter. Höre! War es nicht Indra, der einmal seinen Sohn hierher sandte, um die Klagen der Menschheit zu hören?

Die Tochter. Ja, er war es. Wie wurde er empfangen?

Der Dichter. Wie erfüllte er seine Mission? Um mit einer Frage zu antworten.

Die Tochter. Um mit einer anderen zu antworten: Wurde nicht die Lage des Menschen verbessert nach seinem Besuch auf Erden? Antworte der Wahrheit gemäß!

Der Dichter. Verbessert? Ja, ein Wenig! Sehr wenig! Aber statt zu fragen: willst Du mir das Räthsel sagen?

Die Tochter. Ja! Aber was nützt es? Du glaubst mir ja nicht!

Der Dichter. Dir will ich glauben, denn ich weiß, wer Du bist!

Die Tochter. Nun, dann will ich es sagen! Am Morgen der Zeiten, ehe die Sonne schien, ging Brahma, die göttliche Urkraft, und ließ sich von Maja, der Weltmutter, verleiten, sich zu vermehren. Diese Berührung des göttlichen Urstoffes mit dem Erdstoff war der Sündenfall des Himmels. Die Welt, das Leben und die Menschen sind also nur ein Phantom, ein Schein, ein Traumbild...

Der Dichter. Mein Traum!

Die Tochter. Ein erfüllter Traum! Aber, um aus dem Erdstoff befreit zu werden, suchen Brahmas Nachkommen die Entsagung und das Leiden. Da hast Du das Leiden als den Befreier. Aber dieses Verlangen nach dem Leiden geräth in Streit mit der Begierde, zu genießen, oder der Liebe. Verstehst Du nun, was die Liebe ist, mit ihren höchsten Freuden in den größten Leiden, dem Lieblichsten im Bittersten! Verstehst Du nun, was das Weib ist? Das Weib, durch das die Sünde und der Tod ins Leben eintrat?

Der Dichter. Ich verstehe! Und das Ende...?

Die Tochter. Das Du kennst. Der Kampf zwischen dem Schmerz des Genusses und dem Genuß des Leidens, der Qual des Büßers und den Freuden des Lüstlings...

Der Dichter. Also Kampf?

Die Tochter. Kampf zwischen Gegensätzen erzeugt Kraft, wie Feuer und Wasser Dampfkraft giebt...

Der Dichter. Aber der Friede? Die Ruhe?

Die Tochter. Still! Du darfst nicht mehr fragen und ich darf nicht antworten! Der Altar ist bereits zur Opferung geschmückt; die Blumen stehen Wache; die Lichter sind angezündet; weiße Laken vor den Fenstern; Fichtenreiser im Thorweg...

Der Dichter. Das sagst Du so ruhig, als ob es kein Leiden für Dich gäbe!

Die Tochter. Nicht? Ich habe all Eure Leiden gelitten, aber hundertfältig, denn meine Wahrnehmungen waren feiner...

Der Dichter. Sag Deinen Kummer!

Die Tochter. Dichter, konntest Du Deinen sagen, so daß kein Wort darüber hinausragte? Konnte Dein Wort ein einziges Mal zu Deinem Gedanken hinaufreichen?

Der Dichter. Du hast Recht: nein! Ich war wie ein Taubstummer mir selbst gegenüber, und wenn der Haufe mit Bewunderung meinem Gesang lauschte, fand ich selbst, daß er Geschrei sei. Darum, siehst Du, schämte ich mich immer, wenn man mir huldigte!

Die Tochter. Und dann willst Du, daß ich..? Sieh mir ins Auge!

Der Dichter. Ich halte Deinen Blick nicht aus...

Die Tochter. Wie wolltest Du mein Wort aushalten, wenn ich meine Sprache sprechen würde!...

Der Dichter. Sag doch, ehe Du gehst: worunter littest Du am Meisten hier unten?

Die Tochter. Darunter: da zu sein; zu fühlen, wie mein Gesicht durch ein Auge geschwächt, wie mein Gehör durch ein Ohr abgestumpft wird und wie mein Gedanke, mein luftiger, heller Gedanke an die Labyrinthe der Fettwindungen gebunden ist. Du hast ja ein Gehirn gesehen: welche Umwege, welche Schleichwege...

Der Dichter: Ja; und darum denken alle Rechtdenkenden in Umwegen!

Die Tochter. Boshaft, immer boshaft; aber so seid Ihr Alle...

Der Dichter. Wie kann man anders sein?

Die Tochter. Jetzt schüttle ich erst den Staub von meinen Füßen, die Erde, den Lehm. [Sie zieht die Schuhe aus und legt sie ins Feuer.]

Die Tochter.

Der Abschied steht bevor, es naht das Ende:
Leb wohl, Du Menschenkind, Du Träumer, Du,
Du Dichter, der am Besten weiß zu leben;
Auf Flügeln überm Boden schwebend,
Du tauchst zuweilen in den Staub,
Um ihn zu streifen, nicht, darin zu haften!
Jetzt, wo ich gehe, in der Abschiedsstunde,
Wenn man den Freund, den Ort verlassen soll,
Wie mißt man da nicht, was man hat geliebt,
Bereut nicht, was man hat verbrochen!
Ich fühle jetzt den ganzen Schmerz des Daseins.
So ist es also, Mensch zu sein...

Man mißt auch, was man nicht geschätzt hat,
Bereut auch, was man nicht verbrochen.
Man will fortgehn und man will bleiben...
Des Herzens Hälften gehen auseinander,
Wie zwischen Pferden wirds Gefühl zerrissen
Von Unentschlossenheit, Disharmonie...

Sag Deinen Brüdern daß ich an sie denke,
Wohin ich geh', und daß ich ihre Klage
In Deinem Namen hin zum Throne bringe.
Leb wohl!

[Sie geht ins Schloß hinein. Musik ist zu hören. Der Hintergrund wird von dem brennenden Schloß erleuchtet und zeigt nun eine Wand von fragenden, trauernden, verzweifelten Menschengesichtern. Wenn das Schloß brennt, bricht die Blumenknospe zu einem Riesenchrysanthemum auf.]

Stockholm. August Strindberg.

Erpressung und Presse.

Wie kann man der Erpressung zuvorkommen, wie sie unterdrücken? Wie soll man ihr anders zuvorkommen als durch die Strenge der öffentlichen Meinung, die mit der Thätigkeit des Gesetzgebers nichts zu thun hat? Und wie soll man sie unterdrücken, ohne sie gewissermaßen zu begehen, ohne häufig die That auszuführen, in deren Androhung das Vergehen selbst liegt: die Veröffentlichung von Geheimnissen, die die Ehre des Opfers zu beeinträchtigen im Stande sind?

Das Problem ist schwierig, aber es bedarf dringend der Lösung. Die Erpressung gehört, wie die Verleumdung, zu den Delikten, deren Entwickelung mit den Fortschritten der Civilisation und der Presse gleichen Schritt halten. Den alten Spielarten der Verleumdung und Erpressung hat der Journalismus täglich neue hinzugesellt und gesellt sie noch hinzu, die von langer Hand vorbereitet sind, ganz sicher treffen und eine um so schrecklichere Wirkung üben, je schwerer sie zu verhindern oder zu bestrafen sind. Zu allen Zeiten haben sich gewisse Individuen ihr Schweigen theuer bezahlen lassen und die Unglücklichen gebrandschatzt, aus deren Vergangenheit sie eine wirkliche oder erdichtete entehrende Handlung zu verbreiten drohten. Doch diese Drohung war weniger furchtbar, so lange die Verbreitungmittel beschränkter und weniger schnell waren. Alles, was den Aufschwung der Verleumdung bewirkt und beschleunigt hat, hat zugleich auch die ihr zu Gebote stehende Einschüchterungskraft verstärkt. Deshalb sind die Satiriker nach der Erfindung der Buchdruckerkunst auch weit mehr gefürchtet als vorher und wissen sich besser „zur Geltung zu bringen". Aretino erhielt Geschenke von Karl dem Fünften und Franz dem Ersten; nicht nur als Preis für die früheren Loblieder auf diese Fürsten, sondern auch als Belohnung für sein künftiges Schweigen. Doch bis zum Auftauchen der periodischen Presse waren solche Beziehungen zwischen den Regirenden und den Schriftstellern seltene Ausnahmen; erst von da ab wurden sie häufig und fast gewöhnlich. Man hat sich unter der Julirevolution nicht besonders gewundert, als „Die Nemesis" nach gehöriger Bestechung verstummte. Jetzt besteht die Regirungskunst zum großen Theil darin, sich der Zeitung zu bedienen; zwischen Staatsmännern und Journalisten herrscht ein eifriger Kampf, eine gegenseitige Ausbeutung von Ambitionen oder Interessen, von Bestechlichkeit oder Eitelkeit, von edlen oder verwerflichen Leidenschaften; und im Lauf dieser Verhandlungen werden Verträge geschlossen, die bald das charakteristische Zeichen der Erpressung tragen, wenn sie auf die Initiative des Journalisten hin abgeschlossen werden, bald nur einfach dem Journalisten zur Unehre gereichen, selbst wenn die Initiative von dem Politiker ausgegangen ist. Der Minister, der die „Nemesis" kaufte, ist von der öffentlichen Meinung nicht gebrandmarkt worden: Das geschah nur dem Dichter. Außerdem lag hier auch kein Vergehen im Sinn des Gesetzes vor. Hätte aber der Dichter — was auf das Selbe herausgekommen wäre — den selben Handel dem Minister angeboten und wäre der Minister darauf eingegangen, so hätten wir hier ein Delikt, das auf Grund des geltenden Gesetzes verfolgt werden kann, — vorausgesetzt, daß der Minister den Schriftsteller angezeigt hätte, was ja, wie Jeder erkennen wird, vollständig ausgeschlossen war.

Aus diesem Beispiel mag man also ersehen, wie willkürlich eine Inkriminirung dieser Art bis zu einem gewissen Punkt sein kann und wie wenig Aussicht auf Verfolgung ein solches Delikt hat. Zwischen dem Fall, wo die Initiative zu dem schmachvollen Handel von dem sogenannten Opfer ausgeht, und dem, wo sie von dem Ausbeuter herrührt, giebt es tausend Nuancen und Zwischenstufen. Ein Journalist läßt einen verleumderischen Artikel gegen einen Privatmann erscheinen und kündet die Fortsetzung für die nächste Nummer an. Ist solche Ankündung nun nicht eine versteckte Drohung? Und wenn dieser Schreiber nun durch seine Spezialität von plötzlich aufhörenden Preßcampagnen bekannt ist: bedeutet Das nicht eben so klar wie die Lettre di scrocco der sizilianischen Banditen: „Bezahlen Sie oder Sie sind verloren!?" Warum sieht man überhaupt die Fälle, wo sich der Verleumdete zuerst an seinen Verleumder wendet, um der Verleumdung ein Ende zu machen, immer als weniger tadelswerth an? Beweist nicht gerade der Umstand, daß das Opfer um Gnade bittet, die Wirksamkeit der gegen ihn ausgesprochenen Drohung? Dazu kommt, daß der Ausgebeutete sehr häufig — besonders, wenn es sich um einen von seinen Mitschuldigen verfolgten Päderasten handelt — kaum interessanter ist als sein Ausbeuter; eine Beobachtung, die man auf viele Schwindel- und Betrugfälle ausdehnen sollte. So verurtheilte zum Beispiel im Mai 1895 das Seinetribunal einen Journalisten F. vor dem Zuchtpolizeigericht zu einem Jahr Gefängniß und zu fünfhundert Francs Geldstrafe auf Grund folgenden Thatbestandes: In Folge sehr heftiger und begründeter Angriffe gegen die Direktion der Südeisenbahn-Gesellschaft hatte F. diese Gesellschaft veranlaßt, ihn zu pensioniren und ihm unter dem Deckmantel einer angeblich publizistischen Thätigkeit 1250 Francs vierteljährlich zu bezahlen. Als nach Verlauf eines Jahres eine Vierteljahresrente unbezahlt blieb, hatte er das Feuer von Neuem eröffnet. Thatsächlich ist das Gesetz doch nicht geschaffen, um dunkle Ehrenmänner zu schützen; und es wäre manchmal richtig, mit dem Betrüger auch den Betrogenen zu treffen. Wenn die Drohung, eine schlechte Handlung zu enthüllen, eine zweite in sich schließt, so hat sie auch eben so oft die Wirkung, eine dritte hervorzurufen. So zum Beispiel, wenn ein Journalist, der in den Besitz von Dokumenten gelangt ist, die eine von einem hohen Beamten begangene Veruntreuung oder einen skandalösen Mißbrauch seiner Machtstellung bekunden, sich an den Schuldigen wendet und unter der Drohung eines sofort zu veröffentlichenden Artikels eine ungerechte Gunst, eine zu Unrecht ertheilte Erlaubniß erhält. Augenscheinlich müßte man hier den Publizisten und den Beamten verfolgen, wenn diese gegenseitigen Schwindeleien durch einen — sehr seltenen — Zufall einmal ans Licht kommen sollten. Aber würden die Thatsachen etwa einen völlig anderen Charakter bekommen, wenn der Beamte, statt dem Journalisten durch einen Mißbrauch seiner Amtsthätigkeit den Mund zu stopfen, ihn mit seinem eigenen Gelde geknebelt hätte? Hat dieser Beamte dann nicht, in diesem wie in dem vorigen Fall, auf Grund eines schmachvollen Handels die Enthüllung einer für das Publikum nützlichen, gegen ihn gerichteten Wahrheit unterdrückt und sich Strafloſigkeit erkauft?

Manchmal ist das Opfer des Mitleides würdig, erscheint aber so lächerlich, daß die Ausbeutung, deren Gegenstand es ist, die Gestalt eines etwas starken Scherzes und einer nicht ganz unverdienten Lektion annimmt. In den von den

Doktoren Aubry und Corre gesammelten Dokumenten über die alte bretonische Gerichtspflege finde ich einen typischen Fall dieser Art, der sich 1784 in Tréguier abspielte und dessen Opfer ein alter, ziemlich leichtlebiger Geistlicher des ancien régime war. Man stellt ihm in einem schlechten Haus eine Falle, in die er ahnunglos geht, und er sieht sich gezwungen, im Hemd einen Schein zu unterschreiben, in dem er seine Sünden bekennt, Gott um Verzeihung bittet und sich verpflichtet, hundert Francs zu bezahlen. Diese gewissermaßen als Buße und Sühne aufzufassende Erpressung, die zugleich ein gelungener Streich heißen mag, ist nicht gerade selten. Man kann komischen Leuten keinen lustigeren Streich spielen, es giebt kein sicheres Mittel, sie lächerlich zu machen, vielleicht auch sie zu bessern, als das, solche Erpressungen an ihnen zu verüben; und so ist hier vom Spaßvogel bis zum Ausbeuter nur ein Schritt.

Die Erpressung knüpft sich in einer lückenlosen Kette an Thatsachen, die an sich weder unerlaubt noch tadelnswerth sind. Ein Geheimniß wissen, das die Ehre einer Person angeht, heißt, eine große Macht über diese Person besitzen. Darf man von dieser Macht nun Gebrauch machen? Ja. Aber in welchen Grenzen? Das hängt von der Natur des Geheimnisses ab, von der Art, wie man es entdeckt hat, und von dem Beweggrund, der dazu treibt, es zu benutzen. Ich überrasche einen im Ruf eines Ehrenmannes stehenden Menschen, wie er mir eben hundert Francs stehlen will, und sage ihm: „Wenn Sie mir diese hundert Franken nicht zurückgeben, zeige ich Sie an." Das ist durchaus berechtigt. Spreche ich aber zu ihm: „Geben Sie mir meine hundert Franken zurück und zahlen Sie noch tausend Franken an eine wohlthätige Stiftung", so liegt hier schon ein Mißbrauch der Macht vor, der allerdings von einer so löblichen Absicht zeugt, daß er nicht für strafbar angesehen werden kann. Sage ich dagegen: „Geben Sie mir das Doppelte von Dem zurück, was Sie gestohlen haben, oder ich klage", so begehe ich eine regelrechte Erpressung, eine von Habgier inspirirte Ausbeutung des Vergehens eines Anderen, die bereits straffällig ist.

Das aber ist noch eine sehr milde Erpressung. Die Thatsache wird bedenklicher, wenn nicht ich das Opfer eines Diebstahls von hundert Franken geworden bin, sondern nur zufällig davon Kenntniß erhalten habe und zu dem Dieb sage: „Ich zeige Sie an, wenn Sie mir nicht hundert (oder tausend) Franken geben." Meine Schuld wächst, wenn ich dieses entehrende Geheimniß nicht zufällig erfahren, sondern absichtlich lange in der Vergangenheit eines reichen Mannes herumgestöbert habe, den ich mir tributpflichtig machen will. Die Entdeckung eines Schatzes ist unter gewissen Umständen weniger werthvoll als eine von einem Millionär begangene schmachvolle Handlung. Wenn ich jedoch aus Rache, nicht aus Habgier, meinen Feind brandschatze, dessen geheime Missethaten ich entdeckt habe, so wird diese Ausbeutung einen ganz anderen Charakter annehmen. Das Wort Erpressung wird, wenn man es auf eine rachsüchtige Ausbeutung eben so anwendet wie auf eine gewinnsüchtige Ausbeutung, eben so doppelsinnig wie die Worte „Selbstmord" und „Mord", wenn sie den freiwilligen Tod einer indischen Witwe auf dem Grab ihres Mannes und den Pistolenschuß bezeichnen, den ein Kranker auf sich abfeuert, um unerträglichen Leiden zu entgehen; eben so doppelsinnig wie die Morde aus Blutrache und aus Habsucht. Weiter. Wenn ich von Berufes wegen Mitwisser eines entehrenden Geheim-

nisses bin, wenn ich als Gerichtsschreiber auf Grund der Akten, als Advokat aus meinen Prozessen, als Arzt durch die mir von meinen Patienten gemachten Mittheilungen von der schmachvollen Handlung eines Menschen Kenntniß erhalten habe und die Macht, die diese Kenntniß mir über ihn giebt, mißbrauche, so ist mein Vergehen ein außergewöhnlich schweres.

Schließlich brauche ich gar kein Geheimniß zu wissen; ich thue aber, als wüßte ich eins, und übe durch die Drohung, eine angebliche Schurkerei einer Persönlichkeit — nicht zu enthüllen, sondern — zu erfinden, auf diese Persönlichkeit eine thatsächliche Macht aus, die oft weniger schlimm wirken würde, wenn die Thatsache wahr wäre. Das ist wieder ein erschwerender Umstand, der sich mit dem vorhergehenden noch verbinden kann; so, wenn ein Gerichtsschreiber einem Individuum droht, einen seine angebliche Verurtheilung enthaltenden gefälschten Auszug aus seinen Personalakten zu veröffentlichen . . . Das, glaube ich, ist das non plus ultra der Erpressung.

Doch all diesen Spielarten der Erpressung und vielen anderen verleiht die Presse neue Farben und Nuancen. Man muß wohl unterscheiden, ob die Enthüllung, von der das Opfer bedroht wird, gesprochen, geschrieben oder gedruckt wird. Gesprochen kann sie sein in einem Salon oder in einem Kaffeehaus, in einem Parlament oder in einem Theater, in der Kirche, im Gerichtssaal oder sonstwo: all diese Unterscheidungen haben ihre Bedeutung. Wichtig ist ferner, ob die gedruckte Enthüllung durch ein Buch, eine Zeitschrift oder Zeitung, durch ein in hundert Exemplaren erscheinendes Annoncenblatt oder eine große Zeitung verbreitet wird, die von Millionen gelesen wird. Gerade die Erpressungen durch die Presse, und zwar durch die Blätter mit großer Auflage, bieten eine soziale Gefahr, gegen die die Gesellschaft sich schützen muß. Leider aber hält die Nothwendigkeit der Vertheidigung mit der Schwierigkeit — ich möchte fast sagen: mit der Unmöglichkeit — gleichen Schritt. Die Schwierigkeit, die Verleumdungen der Presse zu treffen, ist schon ungeheuer; noch tausendmal schwerer, das „Totschweigen" zu ahnden. Wie soll man beweisen, daß dieses Schweigen nur ein versteckter Klatsch, nur eine verstohlene Verleumdung ist? Es handelt sich um eine Erpressung, deren einziger Zeuge das Opfer meist selbst ist. Und wenn dieses Opfer es für in seinem Interesse liegend erachtet, lieber zu bezahlen, als gewisse Vorgänge enthüllen zu lassen: wird es sich selbst dann dadurch widersprechen, daß es die Androhung dieser Enthüllung anzeigt, um ihr unkluger Weise durch eine gerichtliche Verfolgung Gestalt zu geben? Oder nur ein mißlungener Erpressungversuch hat stattgefunden, eine Drohung, der das bedrohte Individuum widerstanden hat. Dann kann es allerdings Anzeige erstatten; doch welchen Beweis soll es für eine rein verbale Drohung oder, was noch peinlicher ist, für eine nicht zum Ausdruck gelangte Drohung liefern?

Eine andere nicht zu unterschätzende Schwierigkeit: Wie soll man stets mit dem Kampf gegen die Erpressung die Rechte und Pflichten der Information und Publizität jeder Art verbinden, die der Zeitung zukommen und ihr Dasein rechtfertigen? Es giebt sehr viele Fälle, wo eine Thatsache, die für einen Privatmann an und für sich weder schimpflich noch entehrend ist, ihm höchst gefährlich wird, sobald man sie veröffentlicht, und wo ein geschickter Erpresser alles Mögliche bei ihm durchsetzen wird, sobald er ihm mit dieser Veröffentlichung,

die, wie gesagt, nichts an sich Unerlaubtes hat, droht. Drohungen dieser Art sind vielleicht die verbrecherischesten und die feigsten von allen. Droht man einem Menschen zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten, man werde veröffentlichen, daß er Protestant, Katholik oder Jude sei, so versetzt man ihm oft den härtesten Schlag; es giebt kein sichereres Mittel, eine Erpressung an ihm zu verüben.

Unterdrücken wir aber nicht die Presse selbst, wenn wir die Verbreitung solcher Thatsachen ganz einfach inkriminiren? Und inkriminiren wir sie nicht: lassen wir dann nicht gerade die widerwärtigsten Erpressungen straflos ausgehen? Man erinnert sich wohl noch des Falles Civry-Cesti-Lebaudy, der 1896 großes Aufsehen erregte. Ulrich de Civry, Redakteur des Écho de l'Armée, hatte Lebaudys Verstöße gegen das Aushebungsgesetz erfahren und zuerst einige diesem jungen Manne günstige Artikel veröffentlicht. Für diese Artikel hatte er 120000 Franken von ihm verlangt: sie wurden ihm abgeschlagen. Dieser Absage war eine plötzliche Schwenkung der Zeitung erfolgt; sie, die Lebaudy noch gestern beschützt hatte, griff ihn heute an und machte die Militärbehörde auf die besonderen Vergünstigungen aufmerksam, deren Gegenstand er gewesen war. Vor dem Zuchtpolizeigericht wurde Ulrich de Civry und sein Mitthäter Cesti verurtheilt. Der Appellhof sprach Civry frei, und zwar mit der Begründung, man könne in seinen Artikeln keine Verleumdung und noch weniger die Androhung einer weiteren Verleumdung finden. Ganz offenbar ist aber, daß in diesen Artikeln die Drohung einer neuen und umfangreicheren Verbreitung von Thatsachen enthalten war, die, obwohl wahr und nicht entehrend, doch geeignet waren, Lebaudy im höchsten Grade zu schaden, „wenn die Oeffentlichkeit sich damit beschäftigte." Denn Das ist der springende Punkt. Eine an sich unbedeutende Thatsache wird bedeutend, wenn das Publikum durch die Intervention der Presse damit beschäftigt wird. Die auf irgend eine Thatsache gerichtete öffentliche Aufmerksamkeit vergrößert sie, übertreibt und entstellt sie, entdeckt darin unerhörte Gräuel oder Erhabenheiten, karikirt sie oder gestaltet sie vollständig um. So gewinnt die auf dem Preßwege bewirkte Enthüllung eines wahren Sachverhaltes, eines einfachen und natürlichen Vorganges, die selbe Bedeutung wie die schwärzeste Verleumdung. Oder richtiger: sie wird tausendmal schlimmer als eine Verleumdung, die man auf eine lokale Halbpublizität beschränkt. Was that Civry? Er begnügte sich allerdings mit der an sich richtigen Behauptung, daß Lebaudy in Folge seines Vermögens gewisse kleine, in der Kaserne aber als ganz außergewöhnlich geltende Vergünstigungen erhielt und behandelt wurde, als ob er mit seinen Kameraden nicht auf vollkommen gleichem Fuße stände. Doch war diese ungleiche Behandlung, falls die Kenntniß davon in weitere Kreise gelangte, nicht vorzüglich geeignet, gegen diesen armen Millionär, der an seinen Millionen gestorben ist, eine Nation aufzuhetzen, die bald bis ins innerste Mark aristokratisch gesinnt, bald auf vollständige Gleichheit erpicht ist?

Die Erpressung gehört vor Allem in die ungeheure Kategorie der Mittel, durch die man auf die Menschen wirken, sie zu Etwas veranlassen und sie mit Hilfe von Furcht und Schrecken beherrschen kann. Die Kunst, zu regiren, ist nichts weiter. Den Leuten durch irgend ein rothes oder schwarzes Gespenst Angst einflößen, um ihnen irgend eine Steuer oder sonst irgend ein pekuniäres Opfer abzuringen: ists Politik oder Erpressung? Die „kleinen Papierchen" sind ein

Spiel, mit dem sich alle Staatsmänner beschäftigt haben. Es giebt auch nicht einen, der nicht über jeden seiner Gegner Akten besitzt. Thun sie Das etwa, um sich dieser Akten niemals zu bedienen? Wenn sie sich ihrer bedienen, um ein Votum durchzudrücken, so loben wir ihre Geschicklichkeit; thun sie es, um Geld zu erpressen, so beschimpfen wir sie. Zwischen diesen beiden Fällen giebt es aber so viele Stufen, daß man nicht weiß, wo Halt zu machen ist. Wenn ein Minister einem Abgeordneten droht, er werde, wenn er nicht nach seinem Willen stimme, irgend eine Handlung aus seiner Vergangenheit enthüllen, die geeignet ist, ihn für immer in den Augen seiner Wähler zu beflecken: ist Das, im Grunde genommen, nicht auch Erpressung? Und umgekehrt: Wenn ein Abgeordneter einem Minister mit einer Interpellation droht, die ihn stürzen muß, und diese Interpellation nur aufgeben will, falls der Bedrohte einem Sohn oder Neffen des Bedrohers eine einträgliche Sinekure verschafft: ist nicht auch Das Erpressung? Wir können also definiren: Eine Erpressung ist nichts weiter als eine Abart der Ausbeutung eines Menschen durch einen anderen. Sie ist vielleicht die abstoßendste, aber weder die ungeheuerlichste noch die gefährlichste. Die Ausbeutung der öffentlichen Gleichgiltigkeit durch den Betrug, der öffentlichen Bosheit durch die Verleumdung, der öffentlichen Sittenlosigkeit durch die Pornographie bietet eben so viele soziale Gefahren wie diese Ausbeutung der öffentlichen Feigheit.

Was das eigennützige „Totschweigen" der Presse betrifft, so haben die berechtigten Brandmarkungen durch die öffentliche Meinung nicht die Erpressung, sondern gerade das Korrelat und den Gegensatz der Erpressung zur Ursache: den von dritten Personen Journalisten gemachten Vorschlag, gegen Bezahlung zu schweigen; das Versprechen, ihnen eine Remuneration in Geld oder Abonnements zu verschaffen, wenn sie über gewisse Vorgänge (wie den Panamaschwindel oder die Metzeleien in Armenien) Augen und Mund schließen und sich bei schweren Eisenbahnunfällen oder den durch die Geldverluste in den Spielhöllen (zum Beispiel in Monte Karlo) verursachten Selbstmorden auf allgemeine Angaben beschränken wollen. Nie hat eine angedrohte Erpressung so verhängnißvolle Wirkungen auf die Presse geübt wie die Verheißung solcher Gratifikationen. Wie aber soll man solche Vorgänge strafrechtlich treffen?

Ein anderer Gegensatz zur Erpressung, eine umgekehrte Erpressung sozusagen, ist weit weniger ernst, bietet aber auch eine gewisse soziale Gefahr: das von einem Journalisten einem reichen Mann, einem Grandseigneur, einem Bankier oder Industriellen gemachte Anerbieten, Etwas zu seinem Lobe zu veröffentlichen, wenn er dafür gehörig bezahlt werde. Doch was ist all Das, von den deklamatorischen Widmungen der früheren Zeit, von Marots Speichelleckereien am Hofe Franzens des Ersten herab bis zu den bezahlten Artikeln unserer Zeitungen, was ist all Das anders als die vielgestaltige Reklame mit den tausend Gesichtern und den hunderttausend Masken, — die universelle, ewige und unzerstörbare Reklame? Wenn es unter den vielen Gesichtern, die sie hinter einander annimmt, solche giebt, die man als gesetzlich unerlaubt bezeichnen muß: an welchen sicheren Zügen soll man sie erkennen? Es ist ganz unmöglich, sie zu treffen. Die Spalten der Zeitungen tragen zum großen Theil dazu bei, schädliche Genußmittel im Publikum zu verbreiten, Mittel, die es vergiften, den Alkoholgenuß fördern, die Rasse langsam untergraben und die Nation auflösen.

Können die größten Missethaten der Erpresser mit diesen nicht strafbaren sozialen Verwüstungen an Gefährlichkeit auch nur annähernd verglichen werden?

Eine genaue Parallele zwischen der Entwickelung der literarischen Speichelleckerei der Vergangenheit und der Gegenwart, der Reklame durch die Buch- und Zeitungpresse auf der einen, durch die Entwickelung der literarischen Presse auf der anderen Seite wäre äußerst lehrreich. Sie würde deutlich zeigen, daß die kriecherische Habgier der früheren Schriftsteller, Dichter oder Prosaiker, die den tollen Hochmuth eines Sonnenkönigs oder Napoleon anschürten und zu Katastrophen trieben, unendlich viel mehr Unheil angerichtet hat als je die drohende und gehässige Habgier. In dem Versuch, die Eitelkeit eines Großen, eines Staatsmannes, eines Millionärs auszubeuten, liegt nichts Strafbares. Er ist nur verächtlich. Doch die Thorheiten, zu denen man ihn treibt, können außer ihm noch vielen anderen Menschen verhängnißvoll werden. Seine Angst vor der Kritik, seine Furcht vor der Verbreitung und Verleumdung finanziell auszunutzen, ist ein Vergehen, schadet aber eigentlich nur seiner Börse.

Deshalb ist es nicht so wichtig, die sogenannte Erpressung, die pekuniäre Ausbeutung zu unterdrücken; vor Allem muß die Erpressung im weiteren Sinn des Wortes unterdrückt werden, die vornehmlich gegen die Mächtigen geübt wird. Diese Machthaber werden sehr oft gezwungen — zwar nicht, Geld herzugeben, aber —, gegen ihren Willen zu handeln: ein Dekret zu erlassen, einen Gesetzentwurf einzubringen, für eine Vorlage zu stimmen, Alles unter dem Einfluß einer drohenden verleumderischen Enthüllung, etwa der autographischen Veröffentlichung eines Briefes, eines Urtheils, eines unbekannten Aktenstückes. Doch giebt es eine noch allgemeinere und wichtigere Definition des Wortes Erpressung; wir brauchen es, wenn es sich um eine Einschüchterung handelt, durch die Jemand zu irgend einer Handlung gezwungen werden soll. In diesem Sinn gehört die Lettera di scrocco der sizilianischen Briganten, die den Empfänger mit Diebstahl, Brandstiftung oder Ermordung bedroht, zu der uns hier beschäftigenden Kategorie. Doch wie viele sogenannte politische Manöver gehören auch dazu!

Jedes bürgerliche, jedes Strafgesetz ist zugleich koerzitiv und kommina-torisch, jedes zwingt die Bürger, gewisse Uebel unter der Androhung noch größerer zu ertragen. So wäre also der Gesetzgeber, der Noth gehorchend, nichts weiter als der größte und unbestrafteste aller Erpresser? Sicherlich wimmeln alle Gesetzbücher von despotischen Gesetzen und diese Gesetze üben einen fürchterlichen Druck auf den Willen der Bürger, die von der Furcht vor dem Gendarmen oder Soldaten gequält werden. Alle Despoten, ob individuelle oder kollektive, haben ihre Unterthanen so gebrandschatzt. Doch trotz der koerzitiven und komminatorischen Macht der gesetzlichen Akte sind nicht alle Gesetze und Dekrete Erpressungen. Wo aber, wird man mich fragen, ist der Unterschied? Wo ist das Charakteristikum der gerechten und der ungerechten Gesetze, der Dekrete, die die normale Ausübung, und derer, die den schreienden Mißbrauch der Macht darstellen? Einen objektiven Unterschied, einen im gesetzlichen Akt selbst fühlbaren Wesenszug wird man hier nicht finden. Steigt man aber zur subjektiven Quelle des Gesetzes, zu dem inspirirenden Motiv hinab, so wird man ohne Mühe zwischen den zu großem und liberalem Zweck geschaffenen Gesetzen, die das Gebiet der Sympathie zwischen den Menschen erweitern und die Mauern der sozialen Einschließung nieder-

reißen sollen, und den von egoistischen Partei- oder Familienrücksichten, vom Kasten- oder Cliquengeist eingegebenen Gesetzen unterscheiden, die das Feld der sozialen Mitbürgerschaft einzuengen und eifersüchtig zu verkleinern bestrebt sind.

Fragt man sich nun, an welchen Zeichen man die Erpressungen geringerer Art, die von Privatleuten begangenen Mißbräuche, erkennen soll, so wird man keinen besseren Prüfstein finden als den von mir angedeuteten. Jeder Mensch, der in Folge irgend eines Vortheiles, eines Privilegiums der Geburt, eines Monopols, eines glücklichen Zufalles, einer Entdeckung, einer Wahl, einer Ernennung irgend eine Macht über einen oder einzelne Mitmenschen besitzt, kann von dieser Macht einen egoistischen oder großmüthigen Gebrauch machen. Treibt er die egoistische Vertretung seines Interesses oder seines engen, kleinen sozialen Kreises so weit, daß sie der Durchschnittsmoral seiner Zeit und seines Milieus gefährlich wird, so kann seine Handlung als Vergehen gewerthet werden, selbst wenn sie nicht in einer Erpressung von Geldsummen bestehen sollte.

All diese Ueberlegungen führen uns zu einigen Schlüssen. Erstens: der Unterschied zwischen den strafbaren Delikten der Erpressung und denen, die man gesetzlich nicht treffen kann, beruht auf keinem objektiven Wesensmerkmal, sondern gründet sich auf die rein psychologische, der Einsicht des Richters überlassene Unterscheidung zwischen den ehrenwerthen oder entehrenden Motiven, die den Einschüchterungversuch veranlaßt haben. Zweitens: beim Strafmaß sind nicht allein die Beweggründe zu berücksichtigen, sondern auch die Ausdehnung und Verbreitung der strafbaren Handlung und die Art des Publikums, an das sich der Erpresser wendet.

Paris. Professor Gabriel Tarde.

Bank und Presse.

Im Pommernbankprozeß, der lange jegliche Art von Sensation vermissen ließ, ist zur Sprache gekommen, daß der Berliner Presseklub vom Pommerndirektor Romeick ein unverzinsliches und unbefristetes Darlehen von fünfundzwanzigtausend Mark genommen hat und daß in den Geheimbüchern der Pommernbank allerlei Journalisten als Empfänger ansehnlicher Barbeträge verzeichnet sind. Darüber staunte man plötzlich, als sei in Berlin noch nie ein Journalist bestochen worden. Und doch waren die jetzt durch Chiffre kenntlich gemachten Zeitungmänner längst als nicht sehr sattelfest bekannt und von einem wußten, seit er eine dickleibige Brochure für die Mündelsicherheit der Hypothekenpfandbriefe vom Stapel gelassen hatte, viele Preßmenschen sogar genau, welchen Sold er dafür bekommen habe. Das aufrichtige Staunen, das die moabiter Enthüllungen empfing, beweist, welche Treue und Redlichkeit der Deutsche bei den Schreibern seiner Zeitungen noch immer voraussetzt. Naiver als andere Kulturnationen stehen eben die blonden Germanen der Tagespresse gegenüber; was gedruckt ist, gilt ihnen für richtig und unzweifelhaft wahr. Undenkbar scheint

ihnen, daß ein Journalist sich sein Urtheil von den Leuten, über die er zu schreiben verpflichtet ist, abkaufen läßt. Im Allgemeinen ist diese Auffassung nicht unberechtigt. Der deutsche Journalismus verdient einiges Vertrauen; jedenfalls sind die Zustände bei uns besser als in Paris und in Wien, wo die Pauschalien beinahe zu preßrechtlichen Institutionen geworden sind. Immerhin liegen die Dinge im Handelstheil der Blätter nicht sehr sauber. Zwischen den Handelsredakteuren und der Bankwelt bestehen — die Zahl der Ausnahmen ist sehr gering — intime Beziehungen, deren Zartheit grelle Beleuchtung nicht vertragen kann. Selbst ursprünglich ganz anständige und harmlose Journalisten scheinen über die Börse manchmal ungefähr so zu denken wie der Steuerdefraudant über den Staat: das Bischen Steuerhinterziehung merkt der Staat ja gar nicht; und an der Börse wird mit so großen Summen gerechnet, daß es auf die paar Hundertmarkscheine nicht ankommt, die der Zeitungmann etwa in die Tasche steckt. Bares Geld, wie im Fall der Pommernbank, wird übrigens wohl selten genommen; auf Schleichwegen, bis zu denen die Wirksamkeit des Strafgesetzes nicht reicht, wird die Abhängigkeit herbeigeführt und Alles vollzieht sich in tadellos feinen Formen. Strafbar ist nach dem Börsengesetz nur, wer „Vortheile gewährt oder verspricht für Mittheilungen in der Presse, durch die auf den Börsenpreis gewirkt werden soll". Nun braucht man nicht erst zu beweisen, daß die Pommernbank kein Interesse daran hatte, auf den Börsenpreis zu wirken; ihre Bestechungen hatten einen viel dringenderen Zweck; nämlich den: einen völligen Zusammenbruch zu verhüten. Diesen Fall hat das Börsengesetz nicht vorgesehen. Und gäbe es einen hierfür passenden Strafparagraphen: er bliebe unwirksam, so lange zur Erfüllung des strafbaren Thatbestandes noch ein auffallendes Mißverhältniß zwischen der Leistung und dem gewährten Vortheil gehört. Ueber diese seltsame Formel habe ich hier schon in der Kritik des Wuchergesetzes gesprochen; gerade wie des Wucherers, ist auch des Bestochenen Leistung oft so groß, daß es für sie eigentlich gar kein ausreichendes Aequivalent geben kann. Beispiel: wer auch nur durch hartnäckiges Schweigen die Pommernbank vor dem Untergang gerettet hätte, wäre mit einem beträchtlichen Theil ihres Aktienkapitals für solche Leistung sicher nicht zu hoch bezahlt. Natürlich wird das Geld nicht gegeben, um eine Meinung, eine Feder, ein Schweigen zu kaufen. Das wäre ja fürchterlich. Nein: der Herr Bankdirektor findet plötzlich, im ganzen Heer seiner Beamten sei kein einziger im Stande, eine statistische oder wissenschaftliche Arbeit zu machen; also muß eine fremde Kraft herangezogen werden und zufällig, ganz zufällig richtet der rathlos suchende Blick sich auf den Redakteur eines Börsenblattes. Weshalb gerade dieser Ehrenmann, nicht einer der vielen brotlosen Federproletarier den Auftrag erhält? Mysterium. Weder der Bankdirektor noch der Börsenredakteur wird das Geheimniß ausplaudern. Und — merkwürdig! — an solchen „wissenschaftlichen Arbeiten" findet die selbe hochwohllöbliche Börsenbehörde nichts auszusetzen, die einen Redakteur eines Verstoßes wider die Ehre und das kaufmännische Vertrauen schuldig findet, weil er gewagt hat, die Ehrlichkeit und Solidität einer Bank anzuzweifeln. Wie es scheint, findet diese Behörde auch nichts Schlimmes darin, daß noch immer — freilich nicht mehr im früher üblichen Umfang — die Presse an der Emission neuer Werthpapiere betheiligt wird. Ein Freund hat mir eine niedliche Wahlgeschichte erzählt. Irgendwo im Lande kandidirte ein reicher

Geheimrath aus Berlin. Der sprach eines Abends in einer Versammlung: „Meine Gegner werfen mir vor, daß ich Bier und Grützwurst umsonst gebe; wenn aber Leute meilenweit zu mir in die Versammlungen kommen, fühle ich mich verpflichtet, ihnen einige Erfrischungen vorsetzen zu lassen." Aehnlich scheinen auch die Bankdirektoren zu denken: Redakteuren, die sich die Mühe machen, alle Waschzettel über neuemittirte Papiere drucken zu lassen, muß man sich durch Gewährung eines Bruchtheiles vom Gewinn der Emission erkenntlich zeigen. Wer will da von Bestechung reden?

Die gebräuchlichste Form der Betheiligung ist noch immer das Inserat; und hier ist der Sitz des fressenden Uebels. Das Inserat ist das Rückenmark des modernen Preßbetriebes. Die Zeitungen sollen billig sein, ein hoher Abonnementspreis schreckt ab: also ist der Verleger auf die Leute angewiesen, die in seinem Blatt irgend Etwas anzeigen oder anpreisen wollen. Die beliebtesten Gäste sind emittirende Banken; sie miethen ja mit Vergnügen ganze Seiten. Das können andere Sterbliche sich nur selten leisten. Natürlich braucht nun nicht jeder Inseratenauftrag das Blatt vom Annoncirenden abhängig zu machen; es giebt Zeitungen, die viele Inserate haben und dennoch im Handelstheil rückhaltlose Kritik üben. Nur kann man sie an den fünf Fingern einer Hand herzählen. Die meisten Blätter sind in ihrem Urtheil über Handelsvorgänge gebunden, weil sie von den Banken mit Inseraten ernährt werden und diese Nahrungzufuhr nicht entbehren können. Sogar bei großen berliner Blättern herrscht ja die Unsitte, daß — unglaublich, aber wahr! — die Handelsredakteure die Inserate heranzuschaffen haben und für diese Thätigkeit Provisionen beziehen. Zu solcher Agentenarbeit geben gebildete und fähige Menschen sich freilich selten her. Doch was liegt dem Durchschnittsverleger an Bildung und Fähigkeit? Die entwerthen ihm durch fachmännisch offene Kritik in Handelssachen höchstens den Annoncentheil. Kein Wunder also, daß die schlimmsten Mißstände der Finanzwelt in den meisten Gegenden des deutschen Blätterwaldes einfach totgeschwiegen werden (die rühmlichen Ausnahmen habe ich schon konstatirt). Kein Wunder aber auch, daß die Bankdirektoren ungemein empfindlich geworden sind; nicht etwa nur gegen grobe oder gar persönlich beleidigende Angriffe, sondern auch gegen jede sachlich scharfe Kritik. Sie bestrafen unbequeme Preßorgane dadurch, daß sie ihnen ganz oder wenigstens zum Theil die Inserate entziehen. Auch große, verbreitete Blätter werden von dieser Strafe ereilt und dadurch wird klar bewiesen, daß den Bankbeherrscherrn die Publizität an sich werthlos ist, daß sie das Inserat einfach als ein der Presse zu gewährendes Trinkgeld betrachten. Besonders unerbittlich sind in diesem Punkt die Diskontogesellschaft und die Dresdener Bank. Da ich mich, seit ich Journalist bin, verpflichtet fühlte, die Geschäftsführung der Dresdener Bank oft zu tadeln, wurden von dieser Bank allen Blättern, an denen ich mitarbeitete, die Inserate entzogen. Das nennt man: Stockprügel auf den Magen. Die Berechnung war nicht falsch; die Bank konnte ja nicht voraussehen, daß ich zufällig stets mit Verlegern zu thun haben würde, die keine Lust hatten, so deutlichen Winken stumm und blind zu gehorchen. Meist geben in solchen Fällen die Verleger nach und der aufs Brot angewiesene Redakteur kann zusehen, wie sie gemächlich ihr Schweigegeld einstreichen. Ist er dann nicht von sehr festem Charakter, so sagt er sich nach einer Weile: „Wie Du willst, darfst Du doch nicht schreiben. Warum also soll der Verleger allein verdienen? ... Nimm auch!"

Da die Bankdirektoren sich des Geständnisses nicht schämen, daß ihnen das Inserat nur ein Mittel ist, sich die Presse günstig zu stimmen, dürfen sie sich auch nicht wundern, wenn diese straflose Form der Bestechung von den Hyänen der Börse eifrig ausgenützt wird. Im Lauf der letzten Jahre sind immer mehr kleine Börsenblätter entstanden, die nur auf Bankannoncen spekuliren, wenig Text bringen, nicht einmal regelmäßig erscheinen, sondern das Licht der Welt nur erblicken, wenn der Herausgeber eine günstige Gelegenheit zu einem Fischzug wittert. Von solchen Blättern werden sehr oft nur gerade so viele Exemplare gedruckt, wie für die Inserenten als Belag gebraucht werden. Wehrt sich eine Bank gegen diese neue Belastung, so erscheint der ehrenwerthe Herausgeber, mit einer Aktie bewaffnet, in der Generalversammlung, spielt sich als Aktionär auf und kritisirt die Verwaltung schroff. Solcher Wink mit dem Zaunpfahl pflegt zu genügen. Diese Verlegergattung besteht zum größten Theil aus Gescheiterten und Entgleisten, die keine andere Existenzmöglichkeit mehr zu finden wissen. Die Bankdirektoren dürfen nicht klagen: sie selbst banden die Ruthe, die sie nun züchtigt. Sie entziehen den unabhängig kritisirenden Blättern die Annoncen, verweigern den Journalisten, die ihnen nicht alle Kritik ersparen, jede informirende Auskunft und hindern damit selbst die dringend nöthige Reinigung der Presse. Die verehrlichen Banken müssen doch mehr dunkle Geschäfte machen, als selbst der Eingeweihte ahnt: sonst wäre die Nervosität unverständlich, die angesehene Direktoren treibt, selbst den kleinsten, mißachtetsten Preßkötern mit Inseraten den Mund zu stopfen.

Auch auf anderem Wege aber suchen die mächtigen Herren sich Alles zu befreunden, was irgend nach Presse riecht: sie spielen die Wohlthäter, die großmüthigen Maecene. Zu welchem Zweck? Herr Romeick hat es ungenirt ausgeplaudert, als er im Gerichtssaal rief: „Ja, glauben denn die Herren vom Presseklub, ich hätte ihnen das Geld ihrer schönen Augen wegen gegeben?“ Sie haben es, wie ich annehme, wirklich geglaubt. Das traue ich namentlich Herrn Sudermann zu, dessen Theaterhelden ja auch sehr kindliche Auffassungen von Welt und Leben haben. Eher muß man sich schon darüber wundern, daß ein Geschäftsmann von der Erfahrung und Klugheit des Geheimrathes Goldberger zur Annahme des Geldes rathen konnte. Der Fall liegt ja nicht ganz so schlimm, wie er auf den ersten Blick scheint. Herr Romeick war Mitglied des Klubs, im Kreis der Profanen damals noch ein angesehener Mann und wurde um einen Kostenbeitrag gebeten, wie ihn auch andere vermögende Mitglieder gegeben hatten. Nur: Herr Romeick durfte überhaupt nicht Mitglied des Klubs werden; denn man weiß doch längst, daß Finanzleute solchen Klubs nur beitreten, weil sie von der Presse Gegendienste erwarten. Der Presseklub war eben eine verfehlte Gründung. Das hat der Fall Romeick Jeden, der noch zweifeln konnte, gelehrt. Die Preßleute sollen hübsch unter sich bleiben und von Bankiers keine Klubbeiträge, von Theaterdirektoren keine Freibillets und erst recht keine Benefizvorstellungen für ihre Unterstützungskassen nehmen. Obs jetzt besser werden wird? ... Wir wollen abwarten, was die Verleger thun werden, deren Redakteure der Bestechlichkeit überführt worden sind. Bis jetzt haben sie sehr beredt geschwiegen. Plutus.

Notizbuch.

Schöffengericht des Amtsgerichtes II Berlin. Sitzung vom achtzehnten Juni 1903. Am Richtertisch ein Assessor, ein Chemiker, ein Rentier. Auf der Anklagebank zwei Maurer, die beschuldigt sind, eine vor einem Privathaus in Großlichterfelde aufgestellte Büste Wilhelms des Ersten umgeworfen und zertrümmert zu haben. Die Kaiserbüste hatte, nach der gerichtlichen Feststellung, „einen ungefähren Werth von hundertundfünfzig Mark" und „stand seit vielen Jahren" in dem Garten des Grundstückes. Niemand hat gesehen, daß sie von den Angeklagten umgeworfen wurde. Sie war nicht mehr besonders ansehnlich, war in den langen Jahren vielleicht morsch geworden; ein Windstoß könnte das von wechselnder Wetterwirkung zerstörte Holzpostament umgeweht haben. Das Gericht nimmt einen äußeren Eingriff an. Sachbeschädigung. Paragraph 303 des Strafgesetzbuches: „Wer vorsätzlich und rechtswidrig eine fremde Sache beschädigt oder zerstört, wird mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark oder mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestraft". Der folgende Paragraph, der von der Beschädigung oder Zerstörung der res sacrae religiosae publicae handelt, ist nicht herangezogen worden; auch dem Gericht gilt also die Büste nicht als „öffentliches Denkmal", „öffentlich aufgestellter Gegenstand der Kunst" noch als „Gegenstand, der zum öffentlichen Nutzen oder zur Verschönerung öffentlicher Plätze dient." Einfache Sachbeschädigung. Die Angeklagten leugnen. Sie hatten am vierzehnten Mai nach der Arbeit zuerst in der Baukantine, dann in einer Schankwirthschaft gekneipt; beide Lokale liegen dicht neben dem Grundstück, wo, zwischen Vergißmeinnicht und Flieder, die Büste stand. Gegen Mitternacht verließen die Maurer mit zwei Freunden das Lokal und blieben draußen etwas zurück; „nach ihrer Angabe, um ihr Bedürfniß zu verrichten." In dieser Zeit will die Schankwirthin „vom Platz der Kaiserbüste her ein Krachen gehört haben." Sie glaubt, die Maurer hätten eine Vierteltonne umgeworfen; allzu deutlich kann die Wahrnehmung nicht gewesen sein, denn die Tonnen standen nicht neben der Büste und das Geräusch, das die Zertrümmerung einer Gipsbüste verursacht, klingt anders als das durch das Umstoßen einer Tonne bewirkte. Aber die Wirthin will auch, um zwölf Uhr nachts, die Angeklagten „von der Richtung der Kaiserbüste her" kommen gesehen und die Stimme des einen Maurers „mit Sicherheit erkannt" haben. Sie ist die Hauptbelastungzeugin. Ein anderer Zeuge hat „ein Krachen gehört" und zwei Männer gesehen, die er in den Angeklagten aber nicht „mit Sicherheit" wiedererkennt. Ein dritter Zeuge beschwört, ein Arbeiter habe ihm erzählt, daß die Maurer sich noch in der selben Nacht der That schuldig bekannt hätten. Das bestreitet dieser Arbeiter, in Uebereinstimmung mit den Angeklagten, unter seinem Eid entschieden. Und die Objektivität des dritten Zeugen ist mindestens zweifelhaft. Er hat den einen Angeklagten, seinen Polier, der ihn aus der Arbeit entlassen hatte, einen „Schweinhund" geschimpft, geschlagen und mit den Worten bedroht: „Wenn Sie mir Feierabend bieten, fliegen Sie 'rin!" Er schwört, diese Worte nicht gesprochen zu haben, wird aber durch das einwandfreie Zeugniß eines Unbetheiligten widerlegt. Dem Gericht scheint er dennoch „nicht völlig unglaubwürdig". Die Stiefel der Maurer passen in Spuren, die am Thatort gefunden wurden (zehntausend andere Arbeiterstiefel würden auch hineinpassen). Die Angeklagten sind erröthet, haben ausweichende Antworten gegeben und sich in Widersprüche verwickelt; auch konnten sie, die von Sechs bis Zwölf getrunken hatten, nicht genau nachweisen, was sie während der kritischen

Minuten gethan hätten. Das alte, oft vernommene Lied. Der Gerichtshof fand den Schuldbeweis erbracht. Immerhin: ein schwanker Indizienbeweis, im schlimmsten Fall die That Betrunkener, der Werth des zerstörten Gegenstandes heute nur noch gering; über eine mäßige Geldstrafe würde das Urtheil nicht hinausgehen. Nein: das Schöffengericht verurtheilte die beiden Maurer, verheirathete Männer, zu je anderthalb Jahren Gefängniß. „Strafschärfend fiel ins Gewicht": die Angeklagten waren vorbestraft (kleine Roheitdelikte), sie „leugneten hartnäckig" (ihr Leugnen, darf man hinzufügen, wurde durch kein unzweideutig überführendes Zeugniß widerlegt) und — besonders — „sie haben einen Gegenstand zerstört, der der ganzen Gegend zum Schmuck gereichte (die alte Büste, die vor vielen Jahren hundertundfünfzig Mark kostete; und warum dann nicht § 304?) und damit zugleich das patriotische Gefühl des größten Theils der Bevölkerung auf das Tiefste verletzt." Irgend etwas einer politischen Demonstration Aehnliches ist nicht bewiesen, nicht einmal behauptet worden; und nicht Jeder wird leicht begreifen, warum der Unfug zweier Trunkenen das patriotische Gefühl des größten Theiles der Bevölkerung (Großlichterfelde, Kreis Teltow, hatte, zwei Tage vor der Verhandlung, mit ungeheurer Mehrheit einen sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten gewählt) auf das Tiefste verletzt haben soll. Wir leben ja nicht mehr im Rom der Imperatoren, wo die Beschädigung eines Kaiserbildes ein Kapitalverbrechen war. Anderthalb Jahre Gefängniß: wenn die beiden Maurer diese Strafe verbüßt haben, werden sie im Deutschen Reich nirgends mehr Arbeit finden. Und was wird, während sie eingesperrt sind, aus ihren Familien? . . . Die Lobredner der Laiengerichte mögen diesem Urtheil, dem merkwürdigsten, das in den letzten Jahren gefällt worden ist, recht ernsthaft nachdenken. Wir wollen abwarten, ob gelehrte Richter es in zweiter Instanz bestätigen werden.

* * *

Proletarier, die im Rausch eine billige Büste zerstört haben sollen, wandern auf anderthalb Jahre ins Gefängniß; ein Fähnrich, der einen harmlos trunkenen Menschen getötet hat, kommt mit zwei Jahren Festungshaft davon. Ein Festschmaus für sozialdemokratische Zeitungschreiber. Und doch kann der unbefangene Betrachter im Grunde nichts gegen das Urtheil einwenden, das vom Oberkriegsgericht in Kiel gegen den Fähnrich Hüssener gefällt worden ist. Ueber das Urtheil erster Instanz wurde am dreißigsten Mai hier gesagt, es müsse auf dem Weg des Kompromisses entstanden sein und lasse die strenge Logik vermissen, die einem Richterspruch nicht fehlen dürfe. Das scheint auch das Oberkriegsgericht gefunden zu haben. Die erste Instanz hatte auf vier Jahre Gefängniß und Degradation erkannt; die zweite hat Hüssener für zwei Jahre auf die Festung geschickt und ihm die Degradation erspart. Der Fähnrich hat sich gut gehalten, seine Sache wirksam geführt und erreicht, daß ihm das Gericht in den wesentlichen Punkten Glauben schenkte. Hüssener, sagt das Urtheil, war, weil er einen Stoß bekommen hatte, berechtigt, seine Waffe zu gebrauchen; er war jung, in schwieriger Situation, hat ein Recht auf die Zubilligung mildernder Umstände und ist nur der „vorsätzlichen Mißhandlung eines Untergebenen mit tödlichem Ausgang" schuldig. Dieses Urtheil ist wenigstens klar, logisch haltbar und verdient, da es in freier Beweiswürdigung aus dem Inbegriff der Verhandlung geschöpft wurde, nicht den harten Tadel, der es empfing. Die Offiziere haben eben eingesehen, daß ihr junger Kamerad gehandelt hat, wie er handeln mußte, wenn er die Marineuniform weitertragen wollte, und daß die Vorschriften schuldiger sind als die Person. Trotz

Alledem wird mans im Gedächtniß bewahren: in Berlin wegen der — nicht bündig bewiesenen — Zerstörung einer alten Kaiserbüste anderthalb Jahre Gefängniß, also Vernichtung zweier Existenzen; in Kiel wegen vorschriftwidriger Tötung eines jungen, bis zu völliger Bewußtlosigkeit trunkenen Menschen zwei Jahre Festunghaft, nach deren Verbüßung der Bestrafte mit allen Ehren in die Laufbahn des Marineoffiziers zurückkehren kann. Wagt einer, im Deutschen Reich von Klassenjustiz zu sprechen?

* * *

Herr Dr. Heinrich Spiero schreibt mir aus Hamburg:

„Die sogenannte Emanzipation der sogenannten Provinz macht Fortschritte: Berlin ist für das Theater nicht mehr die unbestrittene deutsche Hauptstadt. Um den Armen Heinrich zuerst zu sehen, mußte man sich gar über die Reichsgrenze mühen; und seit der Gründung des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg begreift man an der Spree, daß an der Elbe auch noch Leute wohnen. Und zwar Leute mit künstlerischen Sinnen. Dieses Theater hat ein künstlerisches Programm, hat — trotz einigen Verirrungen ins Blumenthal und in die Schlucht von Philippi — ein künstlerisches Repertoire, hat im Baron Berger und in dem klugen Dr. Karl Heine zwei sichere und feinnervige Regisseure. Das Schauspielhaus hat sich endlich auch die nöthige Resonanz in der hier sehr einflußreichen Kritik erobert und damit zugleich das beste Publikum Hamburgs gewonnen. Natürlich war zu Alledem die Vorbedingung, daß mit einem geeigneten Schauspielermaterial gearbeitet wurde. Und es war merkwürdig, wie es da durcheinanderwogte. Zunächst mußte es scheinen, als ob die Sozietäre der Direktion dauernd im Mittelpunkt des Interesses stehen müßten: Frau Ellmenreich, die beste Sprecherin der deutschen Bühnen, Herr Nhil, ein Schauspieler mit großen Gaben, Herr Max, ein Humorist mit eigener Physiognomie, Herr Wagner, ein langsam reifendes, noch brausendes Temperament. Aber sie fanden zum Theil im Spielplan des Hauses nicht genügende Beschäftigung, zum Theil nicht gerade die Gelegenheit, sich voll zu entfalten. Nur Herr Wagner konnte als Tasso, als Akosta, als Heinrich der Achte zeigen, was er auch über sein ‚Rollenfach' hinaus kann. Der sehr begabte und verwendbare Wiener Schildkraut stand eine Weile im Vordergrunde, ohne je eine beherrschende Individualität zu werden. Dann aber löste sich aus der Reihe der Protagonisten eine Gestalt, die, wenn mich nicht Alles trügt, bestimmt ist, über Hamburg hinaus die deutsche Spielkunst neuen Zielen zuzuführen: Frau Adele Doré. Ich sah sie zuerst in dem ungearbeiteten Jugendstück des Herrn Otto Ernst, ‚Die größte Sünde'. Sie paßte in die Rolle der Frau Behrmann gar nicht hinein. Aber ihr wundervolles Organ fesselte mich gleich. Es war vielleicht von Anfang an zu viel Herzenston darin; aber es war doch Herzenston. Dann die Gestalt: groß, schlank, in reinem Ebenmaß der Formen. Darüber ein Gesicht von stark slavischem Typus, fähig, jeden Ausdruck, von der klagenden Sehnsucht eines kindischen Herzens bis zur rasenden Rachewuth eines ins Uebermenschliche sich denkenden Weibes, anzunehmen. Und was weiß sie aus ihren Händen zu machen! Es sind nicht die fast zerfließenden der Duse, nicht die gepflegten, langen der Réjane, nicht die Katzenpfoten der Sorma: es sind knochige, ziemlich breite Hände, die aber im Heben und Gleiten, im Hin und Her der Finger, im Ringen und Falten eine Ausdrucksweise für sich gewinnen, ein Spiel spielen, das eigenen Reiz in sich trägt. Das allein hätte die Elektra der Künstlerin zu einer großen Leistung gemacht. Wie aus dem grauen, schwarzgegürteten Gewande die langen, schmalen Arme herauskamen, wie

die Hände zitternd dem doch zurückgekehrten Bruder entgegenbangten: Das war von rührender Schönheit. Wie denn überhaupt die Elektra bisher die größte Leistung der Frau Doré ist. Verdienstlich war schon, daß Herr von Berger die Tragoedie (in Wilbrandts Bearbeitung) hervorholte, verdienstlicher, daß er Frau Doré Gelegenheit gab, sich in der Riesenrolle zu zeigen. Die Herbigkeit der späten Jungfrau, die nur den einen Gedanken der Rache hat, lag über dem Ganzen. Und dieser mischten sich nun die Gefühle vom einfachen Zorn bis zur Verzweiflung, vom tötlich scheinenden Schmerz bis zur Verzückung des Wiederfindens mit Orestes. Und von einer unheimlichen, echten Größe war die Gluth, mit der diese Atreusenkelin dem Schrei der Klytaimnestra ihr furchtbares ‚Triff noch einmal!' entgegendonnert. Frau Doré spielt ohne Mätzchen, ohne Mache. Aber sie weiß, daß die Bühne nur drei Wände hat, daß ein Mime nicht zum Privatgenuß spielt, sondern fürs Publikum oben steht. Da ist es wunderbar, wie sie artikulirt, wie jedes Wort, jeder Laut klar herauskommt. Sie spielt immer im Stil des dargestellten Kunstwerkes, aber doch mit dem Einschuß modernen Empfindens, den wir jetzt nicht mehr missen möchten. Hier scheint sich mir ein Stil anzubahnen, der die Kluft zwischen dem Pathos der alten Schule und der sogenannten Natürlichkeit, die mit dem Naturalismus einzog, überbrückt. Was Frau Doré kann, zeigte am selben Abend, unmittelbar nach der Elektra, ihre Herodias in Wildes merkwürdiger ‚Salome'. Hier war sie ganz das sinnliche, verbuhlte, herrschsüchtige, perverse Weib des Vierfürsten. Man fühlte: sie hätte auch die Salome selbst spielen können; und gut spielen. Und eine Künstlerin, der man Das zutraut — eine erschütternde sophokleische Elektra (Herr Paul Bornstein, Hamburgs feinster Kritiker, nannte sie phänomenal) und eine wildische Salome: eine solche Künstlerin ist immerhin eine Hoffnung der deutschen Bühne."

* * *

Im vorigen Heft war das Rundschreiben eines „Institutes für Reklame und Propaganda" abgedruckt, das von den Ausstellern bezahlte Besprechungen der dresdener Städteausstellung anbot und den Satz enthielt: „Ich mache noch besonders darauf aufmerksam, daß die Vossische Zeitung andere Besprechungen über die dresdener Ausstellung als von mir nicht bringen wird." Ungemeine Entrüstung in der Vossischen Zeitung. Redaktion, Expedition, Verlag kennen das ehrenwerthe „Institut" gar nicht; die Unterstellung, die Vossin „nehme Berichte oder Besprechungen gegen Bezahlung auf", könne „nur ihre Urheber belasten"; die Leute, die das Schriftstück veröffentlicht haben, wüßten selbst, daß es sich dabei „um einen eben so dummen wie plumpen Schwindel handelt". Natürlich wird die „Zukunft", wie in den Fällen, wo die Vossische Zeitung sie bestiehlt, nicht genannt. Ich habe nun nicht behauptet, die Vossin habe für ihre Berichte Geld genommen; auch nicht geglaubt: denn mit solchen Kleinigkeiten braucht das Organ für Massensen, legitime und illegitime Kuppelei sich nicht abzugeben. Ich habe den Besitzer, den Geheimen Justizrath Lessing, nur aufgefordert, dem Ursprung der aus Dresden geschickten Berichte nachzuforschen und „festzustellen, ob im Mummenkleid einer unbefangenen Kritik wirklich bezahlte Reklamen geboten worden sind." Das könnte geschehen sein, ohne daß Redaktion, Expedition, Verlag davon wissen. Der Thatbestand wäre leicht festzustellen, wenn der Verlag der Vossischen Zeitung das „Institut für Reklame und Propaganda" verklagte. Dazu hat der Verlag keine Lust; er räth den Ausstellern, sich an die Staatsanwaltschaft zu wenden, und scheint nicht einmal von dem „Institut", das in jedem Adreß- und Telephonbuch

zu finden ist, Auskunft gefordert zu haben. Für diese Unterlassung soll der hochfahrende Ton entschädigen. Tante Voß sollte sich aber vor Sittlichkeitprotzerei ganz besonders hüten. Ich habe Gründe, ihr Unanständigkeiten aller Art zuzutrauen. Davon soll geredet werden, wenn wir die Zustände betrachten, die das Intermezzo Romeick-Presseklub allzu flüchtig beleuchtet hat. Für heute nur Eins.„Die Unterstellung, die Vossische Zeitung nehme Berichte oder Besprechungen gegen Bezahlung auf, ist so abgeschmackt, daß sie nicht uns, sondern nur ihre Urheber belastet." (Nr 308 vom vierten Juli 1903.) Sehr schön. Zwölf Stunden später las ich in der Vossischen Zeitung (Nr. 309 vom fünften Juli 1903), nicht im Inseratentheil, die folgenden Sätze: „Die Berliner Motorwagenfabrik in Tempelhof, die durch ihr gefälliges und allgemein bekanntes Fabrikat, den sogenannten Wertheimmotorwagentyp, das berliner Pflaster schnell eroberte, hat neuerdings als deutsches Fabrikat den Preis über ausländische und inländische Konkurrenz davongetragen. Sie hat einen großen Auftrag auf Personenwagen von der chinesischen Regirung empfangen; ein Theil der Wagen ist für den persönlichen Gebrauch der kaiserlichen Familie bestimmt." Nicht unterzeichnet; also auch unter moralischer Verantwortlichkeit der Redaktion. Ists ein Bericht, eine Besprechung gewerblicher Leistungen? Ja. Ist diese Besprechung, die andere, nicht solcher Reklame gewürdigte Motorwagenfabriken schädigt, gegen Bezahlung aufgenommen worden? Ja. Womit denn bewiesen ist, daß die Vossische Zeitung, die zwingende Gründe hatte, die Massenprozesse der letzten Zeit totzuschweigen, Berichte oder Besprechungen gegen Bezahlung aufnimmt. Von Rechtes wegen.

* * *

Im letzten Juniheft wurde hier die frankfurter Rede des Kaisers (unter dem Titel „Das Volkslied") besprochen. Um zu zeigen, daß die damals zum Ausdruck gebrachte Meinung auch von Sachverständigen getheilt wird, führe ich Einiges aus dem tapferen Artikel an, den der — den Lesern der „Zukunft" als feiner Musikkritiker bekannte — altenburger Hofkapellmeister Dr. Georg Göhler über das selbe Thema im ersten Juliheft des „Kunstwart" veröffentlicht hat: „Der Männergesang ist eine durch sein eigenes Wesen auf ein kleines Sondergebiet beschränkte Kunstgattung, die in bescheidenen Grenzen gepflegt werden soll, deren übermäßiger Modekultus aber zur Einseitigkeit führen muß und besseren Elementen des Kunstlebens den Platz wegnimmt. Selbst dieser niedrigen Kunstgattung schafft man keine gesunde Entwickelung durch Prämiirungen, die in geistigen Dingen stets äußerlich und unwürdig und außerdem vom Zufall abhängig sind. Ich muß diese am Wege liegenden Wahrheiten wieder auflesen, weil fast die gesammte Presse und all die Tausende, die ihr nachbeten, daran vorbeigangen sind. Und ich muß von diesen einfachsten Grundthatsachen aus an eine Kritik der durch die Presse verbreiteten Irrthümer gehen, weil die meisten durch die frankfurter Rede des Deutschen Kaisers bei der Presse und ihren Gläubigen besonderes Gewicht erhalten haben. Die Rede hat zunächst wieder den Wunsch geweckt, daß alle Reden des Kaisers vor ihrer Veröffentlichung gründlich durchgesehen werden möchten. Sie ist stilistisch zum Theil so mangelhaft, daß wir im Namen der deutschen Sprache das Recht haben, gegen die Veröffentlichung in dieser Fassung zu protestiren. Aber die ganze Ansprache hält auch einer sachlichen Nachprüfung sehr wenig Stand. Niemand macht dem Kaiser daraus einen Vorwurf, daß die ihr zu Grunde liegenden künstlerischen Anschauungen völlig dilettantisch sind, aber kein Dilettant vermag über Kunst maßgebend zu sprechen. Schon der Hauptgedanke der

Rede irrt. Der Kaiser wendet sich gegen die übermäßige Verkünstelung des Männerchorsatzes und wünscht Pflege des Volksliedes. ‚Auch der Gesangswettstreit war nur dazu da, die Pflege des Volksliedes zu heben.‘ In diesem Worte liegt der eigentliche innerste Widerspruch, der all die Streiterei veranlaßt hat. Das Ziel ist gut, der Weg ist falsch und aussichtlos. Mit Preissingen und äußerlichem Pomp hilft man einem so schlichten Ding wie dem Volklied nicht zu neuem Leben; dem Volksliede hilft überhaupt nichts auf als innere Gesundung des Volkes und Abwendung von allem Veräußerlichen. Es muß ausgesprochen werden: der Kaiser beklagt die Verkünstelung, aber gerade seine wohlgemeinten Irrthümer haben sie selbst mit großziehen helfen; er beklagt den Verfall des Volksliedes, aber gerade seine wohlgemeinte Kunstpolitik selbst schwächt allem schlichten, reklamefeindlichen Wesen in der Kunst durch den großen Apparat, mit dem er alles von ihm Protegirte durchsetzt, die Entwickelungmöglichkeit. Jeder, der das Männerchorwesen kennt, weiß, daß gerade durch das Preissingen die Unnatur im Männergesang vergrößert wird. Die komplizirten Männerchor-Kompositionen haben wir aus Belgien übernommen, wo schon vor Jahren gerade durch Konkurrenzsingen der Ehrgeiz geweckt wurde, bis an und bis über die Grenzen Dessen zu gehen, was ein Männerchor leisten kann. Und erst seit die prämiirten Vereine auch bei uns vom Rhein aus Mode geworden sind, ist bei unseren Männerchören aus der Kunst ein Sport geworden. Der Kaiser hat diesen Sport selbst großgezogen. Er will das nächste Mal Volkslieder hören. Ja, wozu dann das Preissingen? Wer um einen Preis ringt, wählt sich stets schwere Aufgaben. Mit Volksliedern um Preise ringen? Was wird davon die Folge sein? Statt des Sports der Technik ein Sport der Nuancirung. Und vor dem bewahre ein gütiges Geschick das Volkslied ... Patriotismus und Kunst: die Verquickung dieser beiden Gebiete ists, die die kaiserliche Kunstpolitik leider schon so oft zum Verderben für die Entwickelung unserer Kunst beeinflußt hat. Auch in der frankfurter Rede tritt Das wieder deutlich hervor. Bedauerlicher Weise jedoch ist sie auch in anderen Punkten unsachlich. Der Kaiser spricht darin über das Männerchorwesen und über die Männerchorliteratur, ohne über die wirklichen Verhältnisse unterrichtet zu sein. Er beurtheilt einseitig nach dem von ihm veranstalteten Preissingen, das zu ungesunden Zuständen führen muß, die gesammte Thätigkeit der Chöre, die zur Zeit recht anerkennenswerth und fortschrittlich ist. Unsere besseren Männerchöre sind über die Liedertafelei ziemlich hinaus; sie stellen sich ernste Aufgaben, die Kunstwerth haben, und pflegen daneben gewissenhaft das deutsche Volkslied. Die schlechteren aber pflegen trotz ihrer seichten Liedertafelei das Volkslied auch. Die ganze Warnung ist also ziemlich unnöthig. Und sie ist obendrein nicht unbedenklich, denn das Männerchorwesen sinkt sehr leicht wieder ganz in Liedertafelei, wenn man ihm die größeren Aufgaben nimmt. Und auch über die Männerchorliteratur sind durch die Rede des Kaisers Anschauungen verbreitet worden, gegen die energischer Widerspruch nöthig ist. Unter den Komponisten, die ihm zu gekünstelt schreiben, erwähnt der Kaiser Hegar und Brambach und er fährt fort: ‚Wenn man diese Meister öfter hinter einander hört.‘ Ist der Ausdruck Meister, der bei der berüchtigten zukünftigen Denkmalsweihe in Berlin natürlich auch für Richard Wagner gut genug sein wird, hier doch wohl kaum angebracht, so müssen wir in Hegars Namen gegen die Zusammenstellung mit Brambach Einspruch erheben, aus dem Wunsch heraus, daß die von uns so oft beklagte Unfähigkeit des Publikums, Abstand zwischen den Künstlern zu halten, durch dieses Wort des Kaisers nicht noch

vergrößert werde. Noch überboten wird der Satz freilich durch den späteren: ‚Wir haben Mendelssohn, Beethoven, Abt. Von ihnen ist nichts erklungen.‘ ‚Mendelssohn, Beethoven, Abt!‘ Was sollen all die Musiker, die sich im Deutschen Reich seit Jahren bemühen, auch im Männergesang der Kunst zum Siege zu verhelfen, was sollen sie sagen, wenn ihnen mit solchen Kunsturtheilen entgegengearbeitet wird? Wir haben übrigens, abgesehen von Hegar, der doch wohl selten oder nie die Grenzen des künstlerisch Möglichen verläßt, Männerchöre von Richard Strauß, Eugen d'Albert, L. Thuille, Franz Liszt, Peter Cornelius, die alle schwierige Aufgaben stellen, aber künstlerisch lösbare und bedeutende. Sollen sie sämmtlich mit dem Urtheil abgethan sein, das der Kaiser über Hegar und Brambach fällt: ‚Diese Kompositionen sind außerordentlich werthvoll für die Ausbildung der Technik. Es ist, als ob ein besonders hohes Sprunggestell aufgestellt würde; aber es mangelt Brambach und Hegar zu sehr an Melodik‘? Mangel an Melodik: wer dächte nicht an die Kämpfe gegen Beethoven, gegen Wagner? Der Kaiser fährt fort: ‚Zudem komponiren die Herren Texte, die etwas lang sind. Ich bin im Allgemeinen sehr dankbar, daß so patriotische und schöne Texte gewählt wurden, die von alten Kaisersagen und großer Vorzeit handeln. Ich glaube aber, daß zum Theil die Komponisten den Texten nicht gerecht werden.‘ Thut man mit solchen Worten ernste künstlerische Arbeiten ab? Das sind doch keine künstlerischen Werthurtheile. Noch viel mehr aber macht sich der Mangel an Bestimmtheit des ästhetischen Urtheils bei den Stellen geltend: ‚Ich warne auch davor, nicht zu lyrisch zu werden; ich glaube, daß auch im Preischor die Lyrik zu sehr obwaltet. Die Sentimentalität, die in jeder deutschen Seele ruht, soll in poetischen Schöpfungen auch zum Ausdruck kommen, aber da, wo es sich um Balladen und Mannesthaten handelt, muß der Männerchor energisch zur Geltung kommen, am Besten in einfachen Kompositionen.‘ Was hat Lyrik mit Sentimentalität zu thun, was besagt die Koppelung ‚Balladen und Mannesthaten‘, was heißt es: Der Männerchor muß hier energisch zur Geltung kommen? Was sagen solche Sätze überhaupt?... Was Jeden, der es mit der Kunst ernst nimmt, an dieser neuen Kunstrede des Kaisers bitter betrüben muß, ist das völlige Fehlen irgend welcher kunstgeschichtlich oder ästhetisch gefestigten sachlichen Begründung, ist das gänzlich Dilettantische eines trotzdem mit dem Anspruch auf höchste Autorität ausgesprochenen Urtheils. Und wenn der Kaiser gegen den Schluß des ersten Theils der Ansprache hin sagt: ‚Die Wahl der Chöre werde ich in Zukunft dadurch entsprechender zu gestalten suchen, daß ich eine Sammlung veranstalten werde sämmtlicher Volkslieder, die in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz geschrieben, gesungen und bekannt sind‘, so beweist auch Dies wieder, daß ihm Thatsachen auf dem Gebiete, über das er sich äußert, nicht genügend bekannt sind. Denn der Deutsche besitzt nicht nur Volksliedersammlungen, sondern auch gute und billige Bearbeitungen einer Menge von Volksliedern für Männerchor. Und — wie schon gesagt — unsere Chöre singen sie auch, zum Theil sehr gut, jedenfalls aber überall mit Eifer. Daß sie sie bei einem Preissingen nicht wählen, ist selbstverständlich. Aber darum sind weder die Urtheile über die neuere Kunstrichtung in der Männerchorliteratur zu rechtfertigen noch die Reden über das Volkslied ... Wir fordern für jede Kunst das Recht, daß sie sich ihren Gesetzen gemäß entwickele und nicht durch Machtsprüche von oben her in Bahnen gelenkt werde, die vielleicht einem Dilettanten, der die tieferen Gründe nicht sehen kann, gut scheinen, aber für die Kunst selbst Sackgassen sind. Und dann wünschen wir, daß jede Art öffentlicher

Aeußerung über Kunst sich auf die genaue und sichere Kenntniß der wirklichen Verhältnisse stütze und nicht ein Bild von der Kunstpflege und den schaffenden Künstlern entwerfe, das den Thatsachen nicht entspricht. Mag die neue Rede des Kaisers den einen Segen haben, daß sie alle Musiker, die einer freien, reichen Weiterentwickelung der deutschen Musik dienen, zusammenruft zu einem energischen: Dennoch!"

* * *

Hermann Herzog zu Trachenberg, Fürst von Hatzfeldt, ist seit dem ersten Juli nicht mehr Oberpräsident der Provinz Schlesien. Daß der Herzog nicht freiwillig ging, weiß Jeder; warum er gehen mußte, scheint Keiner zu wissen. Ein Augenleiden, heißts hier; der Herzog war nicht mehr gesund genug für das schwer zu versehende Amt. Ein Opfer der leidigen Polenpolitik nennen Andere ihn und erzählen, er habe die polnische Gefahr nicht früh genug erkannt. Beide Gerüchte sind falsch. Ein ganz privates Reiseerlebniß hat die Abberufung des Oberpräsidenten herbeigeführt, der gerade bei dieser Gelegenheit bewiesen hatte, daß er noch sehr leistungfähig ist.

* * *

Aus berliner Zeitungen: I. „Unter den Gästen, die das im Garten des Reichskanzlerpalais veranstaltete Fest mitmachten, fiel ganz besonders der Riese Machnow auf." (Natürlich: seit dem März 1890 war im Reichskanzlergarten kein großer Mann mehr gesehen worden.) II. „Bei den Festen der Kieler Woche haben die amerikanischen Gäste die Hauptrolle gespielt; ein drüben veröffentlicher Festbericht meldet, in der einen Woche sei für Salutschüsse mehr Pulver verbraucht worden als während des ganzen Krieges gegen Spanien." (Hoffentlich wird der Staatssekretär des Reichsmarineamtes im Herbst ersucht, die Kosten der in Kiel verpulverten Salutschüsse genau anzugeben.) III. „Die in Kiel vertheilten Preise zeichneten sich in diesem Jahr durch erhöhten Glanz aus. Der von einer Amerikanerin gestiftete Nahma-Pokal ist der Kaiserin zugefallen. Den großen Morgan-Pokal, der aus reinem Gold ist und fünf Pfund wiegt, hat auch diesmal wieder der Kaiser gewonnen."

* * *

Ort der Handlung: die Große Berliner Kunstausstellung. Personen: Wilhelm der Zweite und Professor Arthur Kampf, der, als Leiter der Ausstellung, den Kaiser herumführt. Das vom Professor Knackfuß gemalte Bild „Einzug in Jerusalem", das von sachverständigen Kritikern verhöhnt wurde, erntet enthusiastisches Lob des Kaisers, der auch die Werke des Herrn Röchling bewundert und vor einem Bilde von Koberstein anerkennend sagt, der Effekt sei Anton von Werner abgeguckt. Dann fällt des Monarchen Blick auf ein Bild, das die Spur impressionistischer Einwirkung zeigt. „Ach", spricht der Kaiser mit ironischem Lächeln, „diese jammervollen kleinen Mädchen! Wer hat denn Die verbrochen?" Der Führer antwortet: „Das Bild ist von mir". Der Kaiser murmelt Etwas von Velasquez (von Kampfs Bild „Die beiden Schwestern" war in der Presse erzählt worden, es sei unter dem Einfluß der Erinnerung an Velasquez, den leisesten und feinsten aller uns bekannten Maler, entstanden), fragt dann, ob der alte Mann auf der Leinwand der Vater der beiden Mädchen sei, und eilt in den nächsten Saal. Die „Beiden Schwestern" werden in allen Lagern gerühmt; das Gemälde gilt als das beste der deutschen Ausstellung und die Landeskunstkommission empfiehlt, es für die Nationalgalerie zu erwerben. Der Antrag wird vom Deutschen Kaiser ohne Angabe von Gründen abgelehnt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.